

MEDIEN

Forum für historische & Kommunikationsforschung

&
ZEIT

„Ein Edelstein, der zu ritzen vermochte“
Biographische Anmerkungen zur Publizistik
Albert Ehrensteins (1886 - 1950)

„Sendung - Empfang - Stop“
Jura Soyfer (1912 - 1939)
und sein Verhältnis zum Phänomen Massenkommunikation

Die Partei braucht ein Führungsorgan
Eine Dokumentation sozialistischer Pressepolitik in Österreich
zu Beginn der Zweiten Republik

„... nach kurzem Irrwege zur Weiblichkeit zurück“
Kontinuitäten und Brüche weiblicher Rollenzuschreibungen
von der Ersten Republik zum Ständestaat
am Beispiel der Zeitschrift *Frau und Mutter*

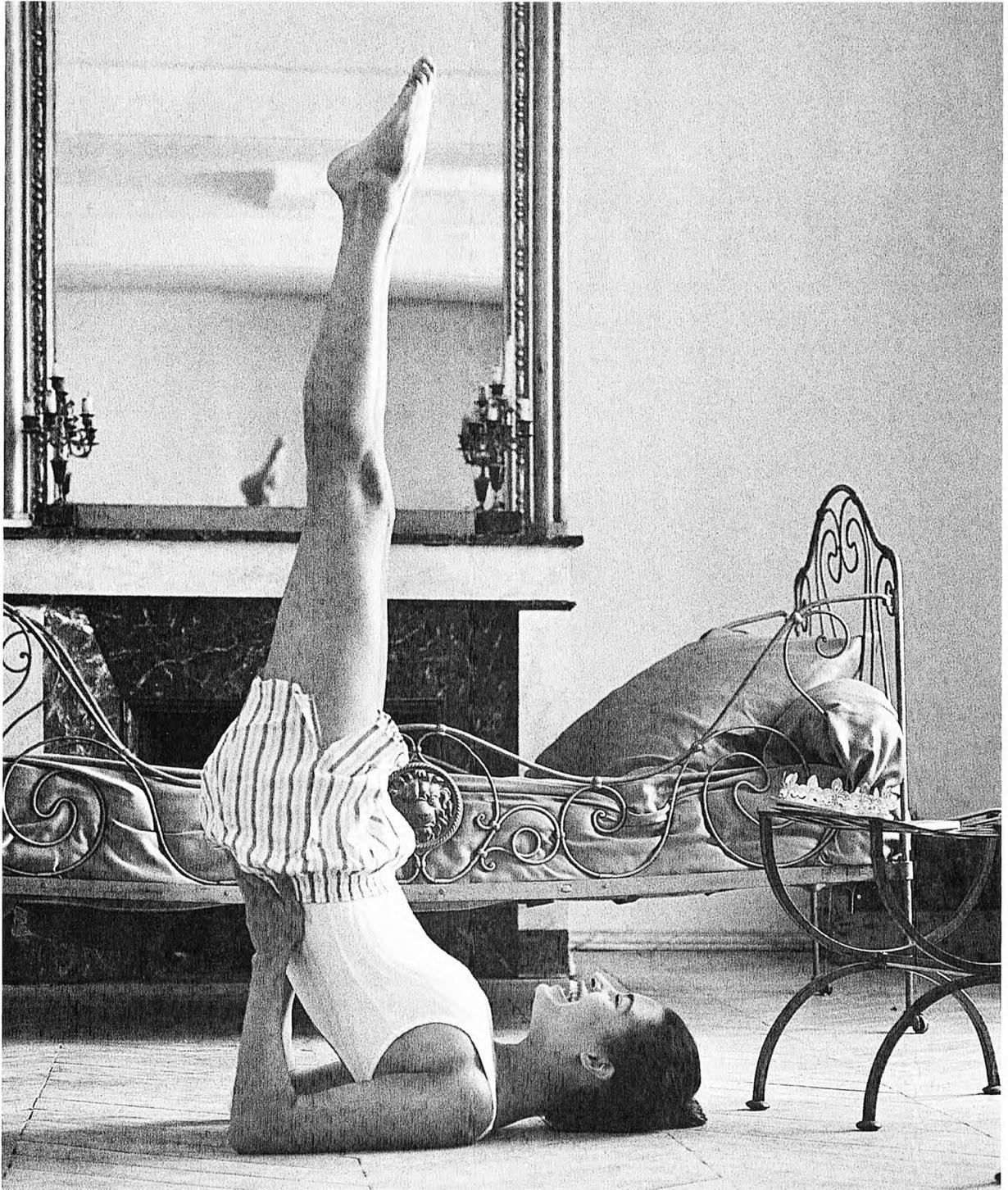
sowie

Notizen

4/91

Jahrgang 6

CA, die Bank zum Erfolg.



Ihr neuer Freund stand jetzt jede Nacht vor ihrem Fenster. Er war gut gepolstert und hatte viel Verständnis für ihr Temperament. Und das nötige Kleingeld für diesen Traum auf vier Rädern hatte ihr CA-Berater schnell zur Hand.



CREDITANSTALT

Inhalt

Eine Fahrt am Kohlenwagen der Trauer. Biographisches zur Publizistik Albert Ehrensteins, dem Opfer „Barbaropas“ <i>Arno Maierbrugger</i>	3
Jura Soyfer und Massenkommunikation <i>Herbert Arlt</i>	9
„Wir sind wieder da!“ Eine Dokumentation zur sozialistischen Pressepolitik in Österreich zu Beginn der Zweiten Republik <i>Theodor Venus</i> unter Mitarbeit von <i>Dr. Wilhelm Svoboda</i>	17
„Fraueninteressen im Lichte der neuen Zeit besprechen“. Über Kontinuitäten und Brüche weiblicher Rollenzuschreibungen von der Ersten Republik zum Ständestaat am Beispiel der bürgerlichen Frauenzeitschrift <i>Frau und Mutter</i> <i>Brigitte Lichtenberger-Fenz</i>	24
Die AZ war ihrer Zeit zu weit voraus. Der Tod der AZ als Kulturverlust der Linken <i>Daniela Kittner</i>	32
Rezensionen	34

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:

- Dr. Herbert Arlt (1958), freischaffender Literaturwissenschaftler, Uni-Lektor an der Universität Innsbruck, Geschäftsführer der Jura-Soyfer-Gesellschaft
- Mag. Daniela Kittner (1963), Journalistin, Dissertantin am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien
- Dr. Brigitte Lichtenberger-Fenz (1949), Historikerin und Publizistin, Wien
- Mag. Arno Maierbrugger (1967), Journalist und Absolvent der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft an der Universität Wien
- Dr. Wilhelm Svoboda (1953), Zweiter Referent für den Arbeitsbereich Parteien, Verbände und Initiativgruppen im Wiener Stadt- und Landesarchiv
- Dr. Theodor Venus (1952), Uni-Lektor für Kommunikationsgeschichte an der Universität Wien

Editorial

Das Thema „Arbeiter und Medien“ hat durch den „Tod“ der AZ, dem ehemaligen Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Österreichs, eine verstärkte Brisanz erhalten. Was die Leser/Innen nicht wußten, war Insidern wohl seit langem bekannt. Bereits 1970 diagnostizierte ein AZ-Redakteur in einem vertraulichen Reformpapier der damaligen *Arbeiter-Zeitung* eine unheilbare Krankheit: Sie sei in hohem Maße „außengelenkt“ und zum „Amtsblatt eines Parteiapparates“ verkommen. Anstatt motiviert, sich einer kritischen Berichterstattung zu verschreiben, herrsche „in der sozialistischen Redaktion das Klima der Sozialversicherung“. Abhilfe schien dem Verfasser der Reformvorschläge, nur eine inhaltliche und redaktionelle Trennung des Blattes von der Partei zu bieten. Diese Mahnung verhallte jedoch ungehört. Schließlich ging es der *Arbeiter-Zeitung* zu Beginn der Kreisky-Ära gar nicht schlecht. Im sozialistischen Aufwind wollte niemand an ernsthafte Schwierigkeiten des renommierten Parteiorgans denken, geschweige denn irgendwelche Konzepte für den tatsächlichen Ernstfall entwickeln. Medienpolitische Programme wurden als Teile einer Kuriositätensammlung für die Schublade verträumter Realpolitiker gewertet. Bis heute haben sie im Bewußtsein der Parteisekretäre diesen Nimbus des Exotischen behalten.

Daniela Kittner, Ex-Redakteurin der AZ, verweist in ihrem „Notizen“-Beitrag auf die katastrophalen Auswirkungen dieser Selbstgefälligkeit der Partei. Kritisches Potential sei zugunsten farbloser Konformität mit der „Löwelstraße“ unterdrückt worden. Die Partei gab ihre - letztlich tödliche - Umarmung erst auf, als das wirtschaftliche Desaster der AZ selbst durch Zuschüsse in Millionenhöhe nicht mehr aufzuhalten war. Wohl löste die zur „Sanierung“ des Blattes vorgenommene Privatisierung das Problem für die Sozialdemokratische Partei, nicht aber für die Zeitung. Für den Konkurrenzkampf gegen den Marktriesen „KroKuWaz“ fehlte ihr nämlich die nötigste Voraussetzung: das Interesse potenter Inscendenten. Das Vertrauen ihrer Leserinnen und Leser allein genügte jedenfalls nicht, um sich gegen die Giganten aus dem Hause „Mediaprint“ behaupten zu können.

Der Themenkomplex „Arbeiter und Medien“ wurde von *Medien & Zeit* mit vorliegendem Heft zum ersten Mal aufgegriffen. Gerade das markante und durch die Einstellung der AZ erneut aktualisierte Phänomen des Sterbens von Parteizeitungen verdeutlicht einmal mehr, daß die traditionell zeitungswissenschaftliche Betrachtung des Verhältnisses von Arbeitern, Arbeiterkultur und Medien endgültig aufgegeben werden muß zugunsten einer interdisziplinär agierenden Erforschung struktureller Zusammenhänge und Wechselseitigkeiten zwischen der „Arbeiterschaft“ und den Mitteln gesellschaftlicher Kommunikation. Mit den beiden Beiträgen zum Aus für die traditionsreiche *Arbeiter-Zeitung* und mit den Ausführungen des Germanisten Herbert Arlt über das Verhältnis von Jura Soyfer zur Massenkommunikation haben wir versucht, erste Schritte in diese Richtung zu gehen.

Zum Schluß noch eine Bitte an Sie, liebe Leserin, lieber Leser - nämlich eine Bitte um Entschuldigung. Wir hatten so gute Vorsätze. Fest hatten wir uns vorgenommen, das Heft 4/1991 von *Medien & Zeit* noch vor den Weihnachtsferien zu versenden. Der Plan war gut, die Ausführung auch. Doch leider hat ein Mitarbeiter seinen Beitrag trotz intensiven Drängens um mehr als sechs Wochen verschleppt. Für die daraus resultierende Verspätung bittet die Redaktion zerknirscht um Nachsicht.

Wolfgang Duchkowitsch und Christian Haider

Impressum

Medieninhaber und Herausgeber:

Verein "Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)", 1014 Wien, Postfach 208;

Vorstand des AHK:

Dr. Wolfgang Duchkowitsch (Obmann), DDr. Oliver Rathkolb (Obmann-Stv.), Claudia Wurzinger (Geschäftsführerin), Dr. Fritz Hausjell (Geschäftsführer-Stv.), Mag. Ing. Verena Winiwarter (Kassierin), Dr. Hannes Haas (Kassier-Stv.), Eva Kößlbacher (Schriftführerin), Mag. Gian-Luca Wallisch (Schriftführer-Stv.), Dr. Peter Malina, Margit Steiger, Dr. Theodor Venus, Stefan Wallisch

Verleger:

Literas Universitätsverlag, 1090 Wien, Berggasse 4, Tel. (0222) 315659-0

Drucker:

Gröbner-Druck, 7400 Oberwart, Steinanangererstraße 161

Korrespondenten:

Dr. Hans Bohmann (Dortmund), Dr. Hermann Haarmann (Berlin), Dr. Robert Knight (London), Dr. Arnulf Kutsch (Münster), Dr. Irene Neverla (München), Dr. Edmund Schulz (Leipzig), Dr. Robert Schwarz (Florida)

Redaktion:

Vorstand des "Arbeitskreises für historische Kommunikationsforschung (AHK)"; redaktionelle Leitung dieses Heftes: Dr. Wolfgang Duchkowitsch, Christian Haider

Lektorat:

Christian Haider

Erscheinungsweise:

Medien & Zeit erscheint vierteljährlich

Bezugsbedingungen:

Einzelheft (exkl. Versand): öS 48.-

Jahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): öS 165.-

Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): öS 235.-

Studentenjahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): öS 120.-

Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): öS 190.-

Bestellungen an:

Literas, 1090 Wien, Berggasse 4, Tel. (0222) 315659-0;

Medien & Zeit, 1014 Wien, Postfach 208;

oder über den gutsortierten Buch- und Zeitschriftenhandel

ISSN 0259-7446

*Gefördert vom Bundesministerium für Wissenschaft und
Forschung, Wien*

ARNO MAIERBRUGGER

Eine Fahrt am Kohlenwagen der Trauer

Biographisches zur Publizistik

Albert Ehrensteins, dem Opfer "Barbaropas"

"Es ist nicht unmöglich, daß Sie meinen Namen bereits gehört haben."¹

Diese zaghafte Einschätzung Albert Ehrensteins (1886-1950) ist beispielhaft für die Art, wie sich der Dichter und Publizist der Öffentlichkeit seiner Zeit gegenüber verhalten hat: zurückhaltend, bescheiden, fatalistisch, desillusioniert. Trotzdem er damals, 1939, als er in der Emigration diese Zeilen verfaßte, in österreichischen und deutschen Literaten- und Zeitungskreisen schon lange kein Unbekannter mehr war. Er blickte auf eine wechselhafte Feuilletonistentätigkeit zurück, auf intensive Kontakte zu literarischen und publizistischen Zirkeln und auf Bekanntschaften mit vielen berühmten Zeitgenossen.

Albert Ehrenstein, der geistreiche, aber schwarzmalende und sinistre Lyriker, Autor und Journalist, ist heutzutage schlichtweg vergessen.

Heute, in Perioden literaturhistorischer und kommunikationsgeschichtlicher Spurensuche im unwegsamen Gelände, ist die biographische Forschung über die Person Ehrenstein zwar schon wesentliche Schritte weiter, ein abgerundetes Bild über seine spezielle Bedeutung läßt sich aber noch immer nur schwer ausmachen. Ebensovienig hat es die gelegentliche, posthume Publikationstätigkeit von unverdrossenen Verlegern geschafft, Albert Ehrenstein dem ihm gebührenden Platz in der österreichischen Literaturgeschichte zuzuweisen. So dürfte es auch der Medien- und Kommunikationsgeschichte als Aufgabe zukommen, im Rahmen ihres Forschungsbereiches auf die Bedeutung Ehrensteins für die expressionistische Publizistik hinzuweisen.

Gemäß den methodischen Erfordernissen einer *case study*, bei der ausgehend von der Rekonstruktion eines Lebenslaufes von verschiedenen Einzelperspektiven auf soziologisch allgemeingültige Variablen geschlossen werden kann, die im besten Falle Deutungen des gesellschaftlichen Umfelds, sozialpsychologischer Faktoren und "objektiver" Prozesse ermöglichen, muß hier einschränkend gesagt werden: Die vorliegende biographische Annäherung liefert kaum mehr als eine Exemplifikation. Es bleibt, auf die (neuere) Forschung über Albert Ehrenstein zu verweisen: Sie setzt sich mo-

saikhaft zusammen aus literaturwissenschaftlichen Analysen von Teilaspekten seines Werkes², aus biographischen Untersuchungen verschiedenster Ausprägung³ und aus einigen Vor- und Nachworten in Anthologien oder Kurzpässagen in diversen Lexika oder Nachschlagewerken zur Literaturgeschichte⁴. Nachdem viele der autobiographischen und persönlichen Quellen über Albert Ehrenstein bislang nur mit Schwierigkeiten und viel Aufwand zugänglich waren, ist die Initiative der Jüdischen National- und Universitätsbibliothek in Jerusalem, die seit 1957 Ehrensteins Nachlaß verwaltet, diverse Parerga und Miscellanea zusammen mit den Briefen dem publizistischen und literarischen Gesamtwerk in einer großen Werkausgabe zugänglich zu machen, sehr zu begrüßen⁵.

In der Folge soll versucht werden, eine zur Konstruktion des Gesamtbildes der Person Ehrensteins unerläßliche Annäherung an sein publizistisches Schaffen zu liefern, das schließlich ein Gutteil seiner literarischen Sozialisation ausmachte. Jener Ansatz legitimiert sich nicht nur aus der Tatsache, daß er in den Publizistenkreisen der zehner und zwanziger Jahre in Wien und Berlin eine beachtenswerte Rolle spielte, sondern auch daraus, daß es gerade für die vor Methodenvielfalt oft zurückschreckende Kommunikationsgeschichte lohnend sein müßte, gelegentlich biographisch zu arbeiten.

Eine Journalisten- oder Autobiographie zu verfassen, die den Ansprüchen der Medien- und Kommunikationsgeschichte genügt, verlangt, mehrere Einzelaspekte zu berücksichtigen, die zur Hypothesenstützung aus Paralleldisziplinen übernommen werden können. Zum Beispiel die Sozialpsychologie, die Persönlichkeitstheorie und Kulturanthropologie, die Soziologie, die Empirie und (Kultur-)Geschichte sowie die Literaturgeschichte bieten Ansatzpunkte, um aus der biographischen Analyse ein brauchbares Mittel zur Erkenntnis übergeordneter sozialer Zusammenhänge zu machen, wie sie von sozialwissenschaftlich orientierten Vertretern dieser Methode gefordert wird⁶. An dieser

² Jörg Drews: *Die Lyrik Albert Ehrensteins*. München 1969; Albert Beigel: *Erlebnis und Flucht im Werk Albert Ehrensteins*. Frankfurt am Main 1972.

³ Karl-Markus Gauß: *Albert Ehrenstein oder Nicht da, nicht dort*. In: Ders.: *Tinte ist bitter. Literarische Portraits aus Barbaropa*. Klagenfurt 1988, 120-136; Jürgen Serke: *Albert Ehrenstein*. In: Ders.: *Die verbrannten Dichter*. Frankfurt am Main 1980, 118-133; Uwe Laugwitz: *Albert Ehrenstein: Studien zu Leben, Werk und Wirkung eines deutsch-jüdischen Schriftstellers*. Frankfurt am Main 1987.

⁴ Peter Rühmkorf (Hrsg.): *131 expressionistische Gedichte*. Berlin 1986; unter den Lexika am wesentlichsten hervorzuheben ist die Notiz in: *Die Vertreibung des Geistigen aus Österreich. Zur Kulturpolitik des Nationalsozialismus* (Katalog zur gleichnamigen Ausstellung durch die Hochschule für angewandte Kunst in Wien im Jänner/Februar 1985). Wien 1985, 30.

⁵ Hanni Mittelmann: *Albert Ehrenstein. Werke. Band I-V*. München 1989: Zum gegenwärtigen Zeitpunkt sind erst zwei Bände erschienen (Band I: *Briefe*, 1989; Band II: *Erzählungen*, 1991).

¹ Brief Albert Ehrensteins an Dorothy Thompson vom 26. April 1939.

Stelle soll gelten, daß eine biographische Analyse den Autor als Teil eines Sozialmilieus begreift, in dessen kommunikativem Handeln sich ein Niederschlag sozialer und gesellschaftsbedingter Einflüsse zeigt, worauf allerdings mit den methodenbedingten Einschränkungen ein Schluß auf die sozialen Umgebungen möglich wird.

Ein Teilbereich rückbezoglicher Analyse im Falle Ehrensteins, der einem kommunikationshistorischen Erkenntnisinteresse nahekommt, ist sicherlich seine journalistische Tätigkeit, die mehr als nur über publizistische Strukturen der betreffenden Zeit Auskunft geben kann. Die mangelnde Bekanntheit des Autors macht eine behutsame Rekonstruktion notwendig, um eine analytische Entflechtung des zeithistorischen Hintergrundes, die passende Relativierung der Subjektivität einer Autorenbiographie und eine psychologisch verwertbare Milieuschilderung zu gewährleisten, ohne den erwähnten Vorbehalt der Exemplarität außer acht zu lassen.⁷

Die Anfänge

„Ein Edelstein, der zu ritzen vermochte“ - diese Metapher findet Karl-Markus Gauß in seinem Essay⁸ über den „Lyriker, Erzähler und Pamphletisten“ Alber Ehrenstein, den er als bedeutendsten Expressionisten Österreichs wäht und ihn außerdem die Apokryphe „Barbaropa“ für den Untertitel seiner Aufsatzsammlung prägen läßt. Das war Ehrensteins Definition für seinen Heimatkontinent, dem er in den Dreißiger Jahren den Rücken kehrte, um sich einem düsteren Exilschicksal zu ergeben.

Ehrensteins Leben hat in der Tat etwas Tragisches an sich: von der Geburt am 23. Dezember 1886 als Sohn eines jüdischen Brauereibediensteten in Wien-Ottakring bis zu seinem Tode am 8. April 1950 in einem New Yorker Armenhospital zieht sich ein Leben als „Zerrissener“, der die frühe Erfahrung der Armut und des Antisemitismus im Wien eines Dr. Lueger erfahren und noch dazu die lange nachwirkenden Restriktionen eines kleinbürgerlichen Elternhauses sowie einer frontal-autoritären Schulerziehung erleiden mußte und sich ähnlich einem Hermann Hesse nie von diesen Prägungen befreien konnte. Ab 1900 begann Ehrenstein literarisch zu arbeiten und entwickelte sich zu einem Dichter, von dem der Expressionismus-Chronist und Zeitgenosse Ehrensteins, Kurt Pinthus, in der Gedenkrede bei dessen Beisetzung sagte, er sei „ein Dichter des Zweifels

und der Verzweiflung, des Leids und der Leiden“ gewesen, er habe „zeitlebens den Himmel gesucht und die Hölle gefunden“⁹.

1910 promovierte Ehrenstein mit einer geschichtlichen Dissertation zum Dr.phil. - lakonisch merkt er dazu an: „Durch tolerantes Überhören an mich gerichteter Fragen und Beleidigtsein über zu leichte zog ich mir sogar den Dokortitel zu.“¹⁰ Zur gleichen Zeit begann er, sich in Wiener literarischen Zirkeln zu bewegen. Er stand bereits in Briefwechsel mit Paul Ernst und Arthur Schnitzler und verfaßte seine erste Erzählung, *Tubutsch*¹¹, die er erst 1911 veröffentlichen konnte, und zwar mit Illustrationen von Oskar Kokoschka, mit dem ihn eine lebenslange Freundschaft verband und der ihn in seiner Autobiographie ausdrücklich erwähnt¹².

Vorerst nachhaltiger wirkten aber Kontakte und Freundschaften zu Literaten und Publizisten wie Franz Kafka, Herwarth Walden, Else Lasker-Schüler und vor allem Karl Kraus, dem er seine allererste Gedichtveröffentlichung, noch dazu in der *Fackel*, verdankte. Mit dem Gedicht *Wanderers Lied* machte er sich schlagartig einen Namen in der Literatenszene Wiens und unternahm einen folgenschweren Schritt in die literaturpublizistische Welt des frühen zwanzigsten Jahrhunderts. Die letzten beiden Strophen des Gedichts lauten:

Ich kenne die Zähne der Hunde,
in der Wind-ins-Gesicht-Gasse wohne ich,
ein Sieb-Dach ist über meinem Haupte,
Schimmel freut sich an den Wänden,
gute Ritzen sind für den Regen da.

„Töte dich!“ spricht mein Messer zu mir.
Im Kote liege ich;
Hoch über mir, in Karossen befahren
meine Feinde den Mondregenbogen.¹³

Gerade dieser Tonfall kam dem fallweise elegischen Nihilismus der frühen expressionistischen Zeit entgegen, er kolportierte die wienische Fin-de-siècle-Melancholie in konzentrierter Form; Ehrenstein wurde zum Interpreten einer im existentiellen Sinne erbärmlichen Poesie. Fortan veröffentlichte er in der *Fackel* weitere Arbeiten, zumal er zum Protégé von Karl Kraus wurde. Der Bruch mit dem *Fackel*-Herausgeber fand erst 1920 statt, als sich Ehrenstein wegen der Plagiats-Affäre um den Schriftsteller Georg Kulka mit einer launigen Hommage in seiner kurzfristig von ihm selbst herausgegebenen Schriftenreihe *Die Gefährten* von Kraus absentierte¹⁴.

⁹ Kurt Pinthus: *Gedenkrede auf Albert Ehrenstein*. In: Beigel, *Erlebnis*, 115.

¹⁰ Albert Ehrenstein: *Lebensbericht*. In: Ders.: *Ausgewählte Aufsätze* (hrsg. von M.Y. Ben-gavriel). Heidelberg 1961, 160.

¹¹ Albert Ehrenstein: *Tubutsch*. Wien 1911.

¹² Oskar Kokoschka: *Mein Leben*. München 1971.

¹³ *Fackel*, XI.Jg., Nr. 296/297, Februar 1910, 36.

¹⁴ Albert Ehrenstein: *Karl Kraus*. In: *Die Gefährten*, 3. Jahrgang, Nummer 7, 1920.

⁶ Jan Szczepanski: *Die biographische Methode*. In: René König: *Handbuch der empirischen Sozialforschung*. 3. Auflage, Bd. IV, Stuttgart 1974, 551; Grundlegendes auch in: Werner Fuchs: *Biographische Forschung*. Opladen 1984; sowie in: Klaus Hurrelmann/Dieter Uhlig: *Handbuch der Sozialisationsforschung*. Weinheim 1980.

⁷ Vgl. John Dollard: *Criteria for the Life History*. New Haven 1935, zitiert nach: Szczepanski, *Methode*, 564.

⁸ Gauß, *Ehrenstein*, 127.

Gleichzeitig pflegte er in den frühen Jahren innigen Kontakt zu Berthold Viertel und dem *Sturm*-Herausgeber Herwarth Walden, in dessen tonangebender Zeitschrift er mit der Erzählung *Die Parasiten der Parasiten*¹⁵ reüssierte, einer bissig-satirischen Abrechnung mit den hofrätlichen Professoren seiner Studienzeit. Ähnliche frühe satirische Erzählungen finden sich auch in der *Fackel*, darunter der zu großer Beachtung gekommene *Selbstmord eines Katers*¹⁶: "Der Kater meiner Seele, der einzige Kater, der existiert."

Der innige Briefwechsel, den Ehrenstein mit Arthur Schnitzler führte, fand 1911 ein jähes Ende, als ihm Schnitzler ausdrückliches Mißfallen an seinen Texten zu verstehen gab. Ehrenstein stürzte in eine tiefe psychische Krise, von der er sich durch eine Behandlung bei Alfred Adler Linderung erhoffte. Viel an Ehrensteins nun häufigen neurotischen Zuständen vermochte der Individualpsychologe der Überlieferung zufolge auch nicht zu ändern, eine enge Freundschaft blieb jedoch bestehen.

1911, nach belastenden, oft böswillig ausgetragenen Kämpfen in den Wiener Kaffeehauszirkeln, übersiedelte Ehrenstein nach Berlin, um sich eingehender seiner *Sturm*-Mitarbeit zu widmen. Er sah ein, daß er sich, um für seine journalistische und schriftstellerische Arbeit größere Bewegungsfreiheit erringen zu können, von Karl Kraus lösen mußte. Nachdem er nach seiner Ankunft noch an Kraus geschrieben hatte,

(...) möchte ich Sie bitten, wenn Sie, woran ich nicht zweifle, hier Beziehungen zur Literaten- und Journalistenwelt besitzen, mich an diejenigen Leute gütigst rekommandieren zu wollen, die mich am ehesten zu einem Lektor- oder Redakteursposten befördern könnten (...).¹⁷

gestalteten sich diese Bestrebungen weiterhin recht erfolglos:

Im Traum sah ich mich mit einem 'Ave Cäsar, journalisturi te salutant', wie es sich für gefallene Fackelmitarbeiter geziemt, im Bauch des Herrn Mosse¹⁸ verschwinden.(...) Da ich kaum irgendwo ankomme, nicht einmal bei der schätzbaren Nationalzeitung, werde ich kaum wo bis zum 1. Jänner - da wird nämlich die Vakanz neu besetzt - genügend Feuilleton trainiert haben können.¹⁹

Im *Berliner Tagblatt* brachte Ehrenstein schließlich doch einige Rezensionen und Feuilletons unter, wendete sich später aber der Mitarbeit an der expressionistischen Zeitschrift *Saturn* zu. Karl Kraus hatte 1911 seine *Fackel* auf Solobetrieb gestellt und sich jede weitere Mitarbeit verboten.

Mit der leicht paranoid gefärbten Erzählung *241*²⁰ eröffnete Ehrenstein im *Saturn* eine Reihe von Beiträgen, mit denen er eine literarische Fehde mit Kurt Hiller und Alfred Kerr vom Zaun brach. Sie wurde vorwie-

gend in den Zeitschriften *Der Sturm*, *Pan* und Franz Pfemferts *Aktion* ausgetragen. Die Auseinandersetzung, die als Standortbestimmung expressionistischen Schreibens begonnen hatte, wurde zunehmend ausfälliger und untergriffiger geführt und nahm Züge einer Ehrenstein im Grunde fremden Polemik an. 1913 gab er klein bei, wie einem Brief an Paul Zech zu entnehmen ist²¹. Zuvor arbeitete er noch gemeinsam mit Leonhard Frank an der Komödie *Insel der Seligen* und half Zech bei der Gründung seiner Zeitschrift *Das neue Pathos*, zu der er das Gedicht *Jehova* beitrug:

Auf Deinen Schuld gedonnert steht
der Tod und das Verderben.
Deine Donner wühlen Gräber
in das fluchbedeckte All,
Deine Donner thronen über Bergen,
hinabzurollen in der Nacht.

(...)

Du hast ihn gesendet,
- unter die Sichelwagen Deines Grimmes!
In Dir ist er beendet,
wer hat dich mißgeboren?²²

In dem Gedicht ist Ehrensteins Verhältnis zur jüdischen Identität in seiner tiefen Problematik angedeutet, in den viel später erscheinenden *Briefen an Gott*²³, einer Sammlung aus Lyrik mehrerer Jahre, stellt sich seine Beziehung zur Religion ebenfalls als Zwiespalt zwischen transzendenter Sehnsucht und depressiver Verzweiflung - "Gott schreibt mir nicht, Gott hilft mir nicht"²⁴ - dar, einer wesentlichen Grundtendenz seiner Literatur.

Nach Ehrensteins Rückkehr nach Wien nahm seine publizistische Tätigkeit etwas ab, da seine ersten Bücher Verleger und auch Käufer fanden. Daneben arbeitete er in den Jahren 1913/14 weiterhin als Autor beim *Sturm* und auch im *Brenner*. Sein Verhältnis zum Journalismus schien sich noch mehr zu trüben, wie er in der Satire *Der Traum des achthundertachtundachtzigsten Nachtredekteurs*²⁵ zu verstehen gab:

Du gehörst zu den weltfremden Siriusochsen
und bildest dir zwar nicht den Besitz des
Stilmonopols ein, bist aber trotzdem stolz
darauf, als erster den I-Punkt unter dem I
befestigt zu haben. Ich kann jedoch nur eine
rechtschreiberische Schreibmaschine
brauchen.

Obwohl er nicht mehr für die *Fackel* arbeitete, war ihm finanzielle Unterstützung von Kraus doch noch längere Zeit sicher. Schließlich empfing er vom Verlagsleiter Georg Müller Honorare für eine Neuauflage des

¹⁵ *Die Parasiten der Parasiten*. In: *Der Sturm*, 5/1910, 36 f.

¹⁶ *Der Selbstmord eines Katers*, in: *Fackel*, XIII. Jg., Nr. 334/335, 1911, 38-48.

¹⁷ Brief an Karl Kraus vom 2. September 1911.

¹⁸ Rudolf Mosse, Berliner Verleger, *Berliner Tagblatt*.

¹⁹ Brief an Karl Kraus vom 19. Oktober 1911.

²⁰ *241*. In: *Saturn*, 2. Jg. 1912, 51-54.

²¹ "Zu Pfingsten hoffe ich, diese verdammte Stadt verlassen zu können", Brief an Paul Zech vom 25. April 1913.

²² *Doch Du, Jehova!* In: *Das neue Pathos*, 5+6/1913, 40.

²³ *Briefe an Gott*. Leipzig/Wien 1922; wiederaufgelegt in der Bibliothek Suhrkamp (Nr.642), Frankfurt am Main 1979.

²⁴ *Ibid.*, 157.

²⁵ Abgedruckt in: *Der Sturm*, 164+165/1913, 42.

Tubutsch und der Herausgabe des Gedichtbandes *Die weiße Zeit*. Seine Gedichte nahmen traurige und morbide Töne an, wie der Titel einer Veröffentlichung aus der *Weißer Zeit* in der Zeitschrift *Wiecker Bote* zeigt: *Ich bin des Lebens und des Todes Müde*²⁶. Gedichte wie diese nennt Beigel die "lyrischen Stoßscufzer eines lebendigen Leichnams"²⁷.

Kriegsbeginn, politischer Pazifismus

Als im Jahre 1914 der Krieg ausbrach, begann Ehrenstein, im pazifistischen *Zeit-Echo*. Ein *Kriegs-Tagebuch der Künstler*, herausgegeben von Markus Huebner und später von Otto Haas-Heye, mitzuarbeiten. Noch bevor er den Beschluß über seine Verhinderung an der Kriegsteilnahme ("untauglich") erhielt, partizipierte er am Weimarer Sylvestertreffen der pazifistischen Literaten, am "Konzil der geistigen Krieger". Gleichzeitig erschien im *Zeit-Echo* seine Klage *Der Held schreit*²⁸:

Ich habe Land gerötet, besessen,
und Meer dazu, wieviel!
Ich habe Menschen getötet, gefressen,
Und weiß kein Ziel

Zusammen mit Martin Buber, Walter Hasenclever, Ernst Rowohlt, Paul Zech und anderen verkündete Ehrenstein pazifistische Parolen vom Balkon eines Weimarer Hotels in die Sylvesterknallerei kriegsbegeisterter Bürger. Sein politisches Engagement wuchs. Auf eine weitere Mitarbeit am *Sturm* verzichtete er, da es ihm dort am klaren politischen Standpunkt fehlte. Statt dessen wandte er sich der *Aktion* zu und publizierte dort vermehrt Antikriegslyrik. Auch dem *Zeit-Echo* war die rigide Sprache Ehrensteins oftmals zu gewagt, worauf er begann, an den *Weißer Blättern* mitzuarbeiten, um dort neben Veröffentlichungen in der *Aktion* seine anklagendsten Gedichte unterzubringen. Auch für die *Schaubühne* Siegfried Jacobsons begann er zu schreiben oder zumindest Gedichte aus dem 1916 erschienenen Band *Der Mensch schreit*²⁹ darin zu veröffentlichen.

Ehrenstein zog es schließlich 1915 zum Kurt Wolff-Verlag nach Leipzig, um dort eine Stellung als Lektor anzunehmen. Eine Aufforderung Martin Bubers, an dessen Zeitschrift *Der Jude* mitzuarbeiten, nahm keine konkreten Formen an. Statt dessen hatte er Erfolg mit der Veröffentlichung seiner Bücher *Der Mensch schreit*, *Die weiße Zeit*³⁰ und *Nicht da, nicht dort*³¹, bestritt Lesungen und gewann sogar die Anerkennung Hermann Hesses, mit dem er in der Folge einen intensiven Briefwechsel zu führen begann.

Längst hatten Ehrensteins Veröffentlichungen politischen Charakter angenommen, ab 1917 verzichtete er gänzlich auf "unverbindliche" Natur- und Liebeslyrik, um sich verstärkt der Agitation zuzuwenden. Seine Stelle beim Wolff-Verlag gab er auf, eine nachfolgende beim Verlag Samuel Fischer ebenfalls, wegen "nervlicher Überlastung", Annäherungsversuche an Karl Kraus blieben erfolglos. Seine Publikationen nahmen aktionistischen Charakter an. Ehrenstein durchlebte eine Phase als radikaler Sozialist und Anarchist:

Sie gehen ins Theater, statt auf die Straße (...)
ihre Bomben sind mit Eis gefüllt, gehen in den
Bauch und nicht ans Leben! Verflucht seien die
Schreiber und Leser. Verflucht sei das Wort! Im
Anfang war die Tat!³²



Von Oskar Kokoschka illustrierte Ersausgaben von Ehrensteins Büchern *Tubutsch* (1911) und *Nicht da nicht dort* (1916).

²⁶ *Wiecker Bote*, 7/1914, 12.

²⁷ Beigel, *Erlebnis*, 20.

²⁸ In: *Zeit-Echo*, 1/1914, 138.

²⁹ Der Band war 1916 im Leipziger Kurt Wolff-Verlag erschienen.

³⁰ Zweite Auflage, Leipzig 1918.

³¹ Dieser Band erschien 1916 ebenfalls bei Kurt Wolff.

³² Zitiert nach: Jörg Drews in: *Albert Ehrenstein. Wie bin ich vorgespannt des Kohlenwagen meiner Trauer*. München 1986, Nachwort, 188.

Bis zum September 1918 hielt sich Ehrenstein in Zürich auf, von wo er weiter für die drei Zeitschriften *Aktion*, *Schaubühne* und *Zeit-Echo* tätig war. Zu jener Zeit entstanden seine radikalsten und verbittertsten Gedichte, nach der Rückkehr nach Berlin unterhielt er Kontakte zum Spartakus-Bund und unterstützte die Revolution. Zusammen mit der *Aktion*-Gruppe um Franz Pfemfert unterzeichnete er das "Manifest der Antinationalen Sozialisten-Partei" und verschrieb sich für kurze Zeit der sozialistischen Agitation. Sein Gedicht *Sieg*, eine sehr verschlungene Metapher über die Revolution, erschien im *Wieland*³³, von Karl Kraus in der *Fackel* vehement angegriffen.

1919, desillusioniert vom Scheitern der deutschen Revolution und von den Morden an Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg erschüttert, kehrte er nach Wien zurück und begann, mit Mitteln aus weiteren Auflagen und Erscheinungen seiner Bücher zusammen mit Alfred Adler, Franz Werfel, Hugo Sonnenschein und anderen den "Genossenschaftsverlag" aus der Taufe zu heben. In diesem Verlag erschien die Zeitschrift *Der neue Daimon* als Fortsetzung des früher im Daimon-Schriften-Verlag der Brüder Suschitzky in Wien publizierten Monatsschrift *Daimon*. Gedacht als literarisches Forum des Expressionismus im Kreise österreichischer und böhmischer Dichter, wurde es ab 1920 in der Schriftenreihe *Die Gefährten* fortgesetzt. Ehrenstein begann eine Mitarbeit an den Zeitschriften *Der Friede*, herausgegeben von Benno Karpeles, eine Publikation, die sich als damals bedeutendstes Diskussionsforum für politische und literarische Angelegenheiten entpuppte, sowie an dem Blatt *Die schöne Rarität*, in der er beispielsweise das Gedicht *Stimme über Barbaropa* herausbrachte³⁴.

Neben der Veröffentlichung seines schon erwähnten Anti-Kraus-Pamphlets in den *Gefährten* arbeitete er in den Jahren 1919/20 vorwiegend am *Friede* mit, daneben verstärkt an der *Neuen Schaubühne* sowie an den *Neuen Blättern für Kunst und Dichtung*. Gedichte wie *Der Kriegsgott*, die dort erschienen, spiegeln Ehrensteins Verbitterung über das Elend, das der Krieg hinterlassen hat, auf bedrückende Art wider:

Unabwendbar eueren Kinderhänden,
rühret euer Massen der Tod,
Blut geht ihr für Kot,
Reichtum für Not,
schon speien die Wölfe
nach meinen Festen,
euer Aas muß sie übermästen.
Bleibt noch ein Rest nach Ruhr und Pest?³⁵

Die Nachkriegspublizistik

Der Weltkrieg hinterließ nicht nur Brüche in Ehrensteins schriftstellerischer Seele, sondern auch in seiner

Heimatstadt Wien. Das trostlose materielle und gesellschaftliche Trümmerfeld, das die kriegerischen Auseinandersetzungen hinterließen, war für ihn ein Anlaß mehr, wieder in traurig-resignative Verse zu verfallen und dabei allen aufgestauten Ekel und Haß, seine Lebensängste und Daseinskongflikte via Zeitung und Buch der Welt vorzuwerfen.

Der Zerfall der Monarchie machte sich auch in der Metropole Wien bemerkbar, wo sich der Nahrungs- und Wohnungsmangel drückend auf die Städter legte, noch dazu kamen Massen von meist jüdischen Flüchtlingen aus Teilen des alten Reiches nach Wien. Der Antisemitismus lebte wieder auf, außerdem breitete sich die Lungentuberkulose vor allem unter Kindern und in den unterversorgten Proletarierviertel aus. Kurzum, in Wien herrschte Not und Elend, eine Tatsache, die den historischen Hintergrund für mehrere Gedichte Ehrensteins bildeten, die 1921 im kleinen Sammelband *Wien* erschienen und zuvor in Zeitungen veröffentlicht worden waren: etwa *Chaos*³⁶ oder *Wien*³⁷:

Wien weint hin im Ruin.
Wien, du alte, kalte Hure
(...)
Nun hungernd unkst du
Unter deiner Laster Last:
Du hast ein Reich verpraßt,
Das nie den Armen nährte
(...)
Wien, nieder brennt dein Feuer

Das Ende des Gedichts ist noch in der radikalen politischen Tradition verfaßt, der sich Ehrenstein zur Zeit seines revolutionären Engagements zugehörig fühlte:

Ich bitte euch, zerstört die Stadt,
Ich bitte euch, zerstört die Städte:
Ich bitte euch, zerstört die Maschinen.
(...)
Ich beschwör euch, zerstampet die Stadt,
Zertrümmert die Städte,
Ich beschwör euch, zerstört die Maschine:
Ich beschwör euch, zerstört den Staat!

Die Tendenz des Gedichtes ist mit der Verhärtheit und Verbitterung zu erklären, die die Künstler nach der gescheiterten Revolution und über das sich abzeichnende Ende des (politischen) Expressionismus verspürten, außerdem mit einer allgemeinen Landsehnsucht und einer Abneigung gegen die großen Metropolen. Das Rousseausche Schlagwort "Zurück zur Natur" fand sich in der Literatur jener Zeit häufig und drückte auch die Sehnsucht nach einem atavistischen "Neubeginn" auf den Trümmern des Krieges aus. Ehrensteins Lyrik nimmt nun phantasievollere Züge an, in Form von Rückerinnerungen an die Wiener Kindheit oder mittels literarischer Flucht in andere, bessere Welten oder den

³³ *Wieland*, 1/1917, 8.

³⁴ *Die schöne Rarität*, 2/1918, 20.

³⁵ *Der Kriegsgott*. In: *Neue Blätter für Kunst und Dichtung*, 1/1919, 252.

³⁶ *Chaos*. In: *Neue Rundschau*, 31/1920, 102-103.

³⁷ *Wien*. In: *Das Zeitblatt*, 1/1920, 19.

Tod, wie die Gedichttitel aus dem Band *Wien*³⁸ (*Untergang, Sterben*³⁹, *Morgen*) illustrieren.

In den zwanziger Jahren nahm Ehrensteins publizistische Tätigkeit stark ab. Er wandte sich Nachdichtungen chinesischer Lyrik zu und versuchte, für seine Gedichtbände und Essays Verleger zu finden. 1921 schrieb er postrevolutionäre, desillusionierte Gedichte und Beiträge für die *Aktion*, reiste auf Arbeitssuche nach Frankfurt und Berlin und fand dort kurzfristig als Theaterkritiker bei der Zeitschrift *Bohemia* Beschäftigung. Sporadische Veröffentlichungen im *Tagebuch* und der *Neuen Schaubühne* bildeten seine einzige publizistische Tätigkeit, nur durch einen Aufsatz in der *Zeitschrift für Bücherfreunde*⁴⁰ vermehrt, in der er Karl Kraus anlässlich seines 50. Geburtstages angriff und sich postwendend eine scharfe Replik in der *Fackel* einhandelte.

Die nächsten Jahre waren ebenfalls von Reisen bestimmt. 1925 schloß sich Ehrenstein einer Gruppe linksorientierter Schriftsteller an, zu denen auch Bertold Brecht, Alfred Döblin, Leonhard Frank, Kurt Tucholsky und Johannes R. Becher zählten. Zusammen mit den Werken jener Literaten landete später auch das Werk von Ehrenstein auf dem Scheiterhaufen der nazistischen Bücherverbrenner, die 1933 ihre "Säuberungen" starteten. Ab dieser Zeit war auch Ehrensteins Mitarbeit an Blättern wie *Der Querschnitt* oder *Das Tagebuch* beendet.

Albert Ehrenstein wurde ins Exil getrieben. 1933 hielt er sich abwechselnd in Zürich, Wien und Prag auf, arbeitete an dortigen Zeitungen, wie zum Beispiel der *Neuen Schweizer Rundfunkschau* mit. Er gründete in der Schweiz das Aktionskomitee "Internationale Rote Hilfe", das ausgewanderten Schriftstellern unter die Arme greifen sollte. Gleichzeitig begannen deutsche Verlage, insbesondere die "Deutsche Buchgemeinschaft", Ehrensteins Werke nicht mehr auszuliefern. 1934 wurden seine Veröffentlichungsmöglichkeiten in deutschen und österreichischen Zeitungen drastisch beschränkt, er arbeitete statt dessen an Radiovorträgen in der Schweiz und schrieb für Exilblätter wie *Die Sammlung* oder die *Neuen Deutschen Blätter*⁴¹.

1939 wurde Ehrenstein aus dem Tessin, seinem letzten Aufenthaltsort, ausgewiesen. Er verließ die Schweiz im Jahre 1941 nach langen, mühevollen Bemühungen um ein Notvisum in Richtung der Vereinigten Staaten. Am 13. September kam er nach einer entbehrungsreichen Zeit auf einem Flüchtlingsdampfer in New York an. Erste publizistische "Lebenszeichen" gab er in

der Emigrantenzeitschrift *Aufbau* von sich, der er bis 1949 treu blieb.

In seinen Briefen an Kokoschka klagt er über seine mangelnden Möglichkeiten, im Exil Fuß zu fassen:

Ich komme mir hier sehr einsam vor, habe niemanden mit dem ich im Ernst blödeln könnte. Niemanden auch, der mir hier, wo ich keine einflußreichen Journalisten kenne, weiterhilft.⁴²

Erst 1948 erfuhr Ehrenstein den Anflug einer Rehabilitation, indem ihn der österreichische Pen-Club als Mitglied aufnahm. Letzte Arbeiten finden sich in der Zeitschrift *Das Silberboot*, sowie 1949 nochmals im *Aufbau*.

Am 8. April 1950 verstirbt Ehrenstein an den Folgen eines Schlaganfalles im New Yorker Armenspital. Der letzte Brief an seinen Bruder Carl schließt mit dem Satz:

Mehr als daß es kalt ist, ist kaum wissenschaftl.⁴³

³⁸ Albert Ehrenstein: *Wien, Gedichte*. Wien 1920. Eine erweiterte Ausgabe erschien 1921 im Berliner Ernst Rowohlt-Verlag.

³⁹ Veröffentlicht in: *Das Inseltschiff*, 2/1920, 36-37.

⁴⁰ *Iwar von Lücken*. In: *Zeitschrift für Bücherfreunde*, 16/1924, 94 f.

⁴¹ *Ankläger und Naturforscher. Über Egon Erwin Kisch*. In: *Neue Deutsche Blätter*, 2/1934, 286.

⁴² Brief an Oskar Kokoschka vom 7. Jänner 1942.

⁴³ Brief an Carl Ehrenstein vom 24. Februar 1950.

HERBERT ARLT

Jura Soyfer und Massenkommunikation

I

Es mag verwunderlich erscheinen, daß gerade anhand eines Beispiels aus Österreich Momente des Verhältnisses von Literatur und Massenkommunikation in der Zwischenkriegszeit analysiert werden. Hatte doch John Lehmann, ein guter Österreich-Kenner und enger Bekannter Jura Soyfers (1912-1939) in seiner 1955 erschienenen Autobiographie *The Whispering Gallery* geschrieben:

... almost all Austrian talent had been drained off to Germany in the days of the Weimar Republic, as soon as it had shown itself; and now, well, who could begin a literary career under the hopeless political conditions in which they had been living since Hitler came to power across the frontier?¹

Die fehlenden und auf schwachen Beinen stehenden Kommunikationsträger (Verlage, Filmstudios, Bühnen, Radio u.a.) und die teilweise repressive Kommunikationsstruktur in Österreich, die so viele Künstler ins Ausland trieb, hatten Lehmann aber nicht gehindert, in seiner in London erschienenen Zeitung *New Writing* eine Passage aus dem Roman *So starb eine Partei* von Soyfer unter dem Titel *In the Corner* in eigener Übersetzung 1936 abzudrucken und Soyfer als literarisches Talent zu feiern.² Zu dem wurden 15 Gedichte Soyfers in der Tageszeitung *Die Deutsche Freiheit* (1933-1935 in Saarbrücken erschienen) nachgedruckt,³ in Budapest wurde das Stück *Die Pinguine* gespielt;⁴ in Prag fand er einen Verleger.⁵ Die auflagenstarke *Arbeiter-Zeitung* brachte Soyfers Gedichte ebenso wie eine Reihe weiterer Zeitungen und Zeitschriften. Bis heute ist Soyfer in über 24 Ländern verbreitet und in gut ein Dutzend Sprachen übersetzt worden.

Jura Soyfer, 1912 in Charkow geboren, 1920 über Konstantinopel mit seinen Eltern und seiner Schwester nach Wien geflohen, erlernte nicht nur eine neue Sprache (seine Muttersprache war Russisch, seine ersten Ge-

dichte schrieb er in Französisch), sondern seine Texte fanden Eingang in das Kommunikationssystem seiner Zeit, das sich mehr und mehr internationalisierte.

Soyfer verfolgte die Entwicklungen der neuen Medien genau. Er kommentierte Filme, schrieb selbst ein Filmexposé, veröffentlichte seine Gedichte in Zeitungen. Er entwickelte künstlerische Techniken, die mit den neuen Kommunikationsstrukturen korrespondierten.

Einige Aspekte seines Experimentierens⁶ in einer neuen Phase des Verhältnisses von Literatur und Massenkommunikation (in der Entwicklung behindert durch Diktatur, Zensur und Selektion) sollen im folgenden herausgearbeitet werden. Damit soll ein Spezialgebiet des Forschungskomplexes Jura Soyfer analysiert werden.

II

Lange vor der Erfindung des Fernsehens erkannte Soyfer, daß es eine globale Vernetzung der Kommunikation gibt - in der ersten Strophe seines *Telegraphen-Chansons* aus dem Stück *Der Weltuntergang* schreibt er dazu etwa:

Von den neunundneunzig Rädern
Dieser kugelförmigen Erde
Flitzen flink aus tausend Sendern
Die Berichte -
Durch die zarten, blitzend harten
Kupfernerven dieser Erde
Surrt die Weltgeschichte.
Sing - sang - kurz - lang
Sendung - Empfang
Stop. (S. S. 56)⁷

Die "Zeichen, Silben, Worte, Sätze/schlüpfen, gleiten durch die langen/zarten, harten Kupfernetze". Radio-Sender, die an einer anderen Stelle des Chansons erwähnt werden, haben eine untergeordnete, lokale Bedeutung, da sie regional das ausstrahlen, was durch die "Kupfernerven dieser Erde" geschlüpft ist.

Das "Netz", in dem die Informationen sich "verfangen" oder "verfliegen", ist weit geknüpft: es reicht vom "kleinen Nest" in Deutschland, über ein Diplomatentfest in London bis Frisco, Shanghai, Budapest, vom Fernen Osten bis in den Goldenen Westen.

Die Kommunikatoren sind eine mächtige Minderheit: Erdölbank, Zündholztrust, Diplomaten, Journalisten. Sie stehen für alle jene Mächtigen und deren Handlanger, die bei Soyfer viele Namen haben.⁸

¹ John Lehmann: *The Whispering Gallery*. London 1955, 297.

² Vgl. ebd., 294-301. Und: Ders.: *I am my brother*. London 1969, 45 und 291.

³ Vgl. zu den Abdrucken in Zeitungen und Zeitschriften die Bibliographie von Horst Jarka in: *Jura Soyfer: Das Gesamtwerk*. Wien 1980, 853 ff.

⁴ Das Zitat wurde einem Brief von Jura Soyfer an Marika Szeesi, geschrieben um die Jahreswende 1936/37, entnommen und ist enthalten in der von Horst Jarka herausgegebenen Soyfer-Briefausgabe mit dem Titel *Sturmzeit*, die im November 1991 im Wiener Verlag für Gesellschaftskritik erschienen ist.

⁵ Lehmann, *Gallery*, 298.

⁶ Zum Wort "Experiment" vgl. u.a.: Jura Soyfer: *Die Freiheitsstatue um fünf Schilling*. In: Ders.: *Prosa*. Wien 1984, 251-253.

⁷ Zitiert wird in der Folge jeweils nach der dreibändigen Paperback-Ausgabe, die 1984 von Horst Jarka herausgegeben wurde: *Prosa=P*, *Lyrik=L*, *Szenen und Stücke=S*.

⁸ Vgl.: Herbert Arlt: *Jura Soyfer. Eine literarhistorische Studie*. Phil.Diss., Salzburg 1988, 441 ff.

In der zweiten Strophe des Chansons zeigt Soyfer, daß die über die "Kupfermerven dieser Erde" gesandten Informationen Beschränkungen unterliegen.

Opfer fallen - Kurse steigen -
Friedenspakete ruhn in Frieden.
Unser Himmel hängt voll Geigen -
Und Granaten.
Niederschläge - Romverträge -
Meisterschaft noch nicht entschieden -
Heimat braucht Soldaten.
Gas - Tank - kurz - lang
Sendung - Empfang.
Stop.

Politik und Ökonomie haben Vorrang. Zwar werden die Wörter "Sing", "Sang" und "Geigen" verwendet. Sie stehen im Gegensatz zu den Granaten, doch haben die Klänge dieser Geigen bei Soyfer eine bestimmte Funktion: "Freund, bei uns da gibt's kein Drängen, /Preußisch-rohes 'Dalli-dalli!'/Nein, du schwelgst in Walzerklängen/Und verhungerst schön pomali!" (L, S. 111).

Der Sport wird in einem Zug mit Niederschlägen und Kriegsvorbereitungen genannt. In diesem Gedicht ist die Sportnachricht eine neutrale Meldungszeile. In anderen Texten findet sich eine ambivalenter Darstellung. Die Indianer im Stück *Broadway-Melodie 1492*, die nicht nur - wie in *Reise um die Welt* von Georg Forster (1777) - noch keine Eigentumsformen kennen und damit auch keinen Neid, keine Eifersucht, keinen Krieg, sondern Arme, Kriegsschiffe, Waffen, Geld abschafften, weil "diese Dinge die Menschen ins Unglück bringen" (S, S. 216) interessieren sich ausschließlich für Sport. (S, S. 217). Und in der *Szene Geschichtsstunde im Jahre 2035* erklärt ein Schüler Vorgänge im "alten" Wien:

Dieses Bild zeigt uns ein religiös rituelles Opferfest der alten Wiener, ein sogenanntes Match. (...) Auf der großen Rasenfläche zelebrieren zwanzig alte Wiener in bunten kultischen Gewändern den rituellen Tanz, ein wildes Gehopse um eine aufgeblasene Lederkugel. (S, S. 40)

Ein wesentlicher Bereich bleibt vollständig ausgespart: die zwischenmenschliche Kommunikation. Und auch wenn im siebzehnten Bild des Stückes *Broadway-Melodie 1492* Trommeln zur Nachrichtenübermittlung verwendet werden, so funktionieren sie doch nicht anders als Morseapparate. (S, S. 231 ff.) Der Warencharakter ist ebenso offensichtlich wie die damit verbundenen Deformationen. Je knapper der Text, desto geringer der Geldaufwand. So belehrt ein Schalterbeamter eine Indianerin: "Sie müssen Ihre Nachricht auf das Sachliche reduzieren. Ein Trommlogramm ist kein Liebesgedicht." Der Versuch, eine Reduktion herbeizuführen, führt zu folgendem Ergebnis: "O Gott, ich habe meinem Freund nichts zu sagen!" - die Poesie wird aus dem Kommunikationsstrukturen verdrängt. (S, S. 232 2/233)

Trotz dieser schwerwiegenden Reduktion auf "das Sachliche" "surrt" - nach Soyfer - die "Weltgeschichte" durch die Kupfermerven. Ein Wort, das im Kontext des Stückes *Der Weltuntergang* wie auch anderer Texte gelesen werden muß. Und in diesem Kontext ist es die Frage Krieg-Frieden, die für Soyfer seit dem Jahre 1932 in den Mittelpunkt rückt und die sich als vorrangiges globales Problem der Menschheit herauskristallisierte.

Leider waren es eben keine Akte der Völkerverständigung (zum Beispiel im Rahmen des Völkerbundes) oder Austausch von Kunst, die die neuen Möglichkeiten der internationalen Vernetzung der Kommunikation sichtbar machten, sondern zum Beispiel der Russisch-Japanische Krieg und die sich daraus ergebenden Folgen.

III

Dennoch ist die Struktur des Stückes *Der Weltuntergang* (zumindestens oberflächlich betrachtet) nicht durchgehend von Kriegsvorbereitungen und Nachrichtenübermittlungen bestimmt.

Zunächst finden sich nur eingestreute Elemente von Kommunikationsstrukturen. Das Wort "Notverordnungen" im Prolog könnte zum Beispiel als ein Hinweis auf die Zensur gewertet werden. Das dritte Bild erst wird durch Kommunikation geprägt: durch das *Telegraphen-Chanson* und durch Journalisten, die ihre Nachrichten an ihre Zeitungen weitergeben. Im fünften Bild tritt die "Vox populi" auf, die durch Zeitungslektüre gefüttert wird. Im sechsten und achten Bild bekommt das Radio eine wichtige dramatische Funktion. Das siebente Bild spielt vor einem Plakat (unter Einbeziehung anderer Kommunikationsangebote wie Rede und Lied) und im neunten Bild wird der Mechanismus der Informationsselektion dargestellt.

Die Unterdrückung von Meldungen ist aber vom dritten bis zum neunten Bild manifest. Das neunte Bild ist überschrieben mit: *Professor Guck zieht die Bilanz*. (S, S. 79) Hier wird, wie immer wieder in den Texten, die Verbreitung der Information unmittelbar mit der Interessensfrage verknüpft:

Ihr habt mit meinem Ruhm die Illustrierte gefüllt,
Die Wochenschau hat meine Größe verkündet.
Ihr habt mich dann in Stein und auch in Bronze enthüllt
Und Vereine um mich gegründet.
Solange ich euch Tod und Verderben versprach,
Sprach ich wahr, denn der Börse tat's gut.
Die Rettung in Ländern, so lief ich euch nach:
Ihr lachtet und schlugt mir vom Kopfe den Hut.
Wahr ist falsch und falsch ist wahr:
Merk dir's, Narr!
Falsch ist wahr zu guter Letzt:
Wer die Wahrheit höher schätzt,
Wird matt gesetzt! (S, S. 79)

Dem Verhältnis Kommunikation-Krieg/Frieden kommt also eine größere Bedeutung zu, als die Oberflächenstruktur vermuten lassen würde. Das zeigen auch die literarischen Bezüge, die zudem über die Probleme des Professor Guck hinausweisen. Während noch der Untertitel des Stückes - *Die Welt steht auf kein' Fall mehr lang ...* (S, S. 51)⁹ - eine ironische Behandlung des Themas vermuten lassen könnte, ist der Grundge-

⁹ Johann Nestroy schrieb vier Stücke, die die Thematik "Weltuntergang" beinhalten. Aber nur im Stück *Der böse Geist des Lumpazivagabundus oder Das liederliche Kleeblatt* ist dieser Vers enthalten.

danke des Stückes unmittelbar auf Karl Kraus bezogen. Die "Störung der Sphärenharmonie", die Vernichtung der Erde durch Kometen wandelte sich vom Scherz bei Nestroy zur blutigen Prophezeiung in den *Letzten Tagen der Menschheit*.¹⁰ Der Beschluß der Sternschaften, die Erde zu vernichten, bildet die Rahmenhandlung des Soyferschen Stückes. Und diese Bedrohung, die durch das gesamte Soyfersche Schaffen hindurch eine Rolle spielt¹¹, ist hier in unmittelbarem Bezug auch zur Bedeutung der Medien (insbesondere der Zeitungen) im Monumentaldrama *Die letzten Tage der Menschheit* zu lesen.

Aber bei Soyfer ist es nicht der Beschluß der Sternschaften, die offensichtlich untereinander uneins sind und deren Phantastik in Konterkarikierung zu neuesten physikalischen Theorien herausgestellt wird, sondern die Menschen selbst, die durch Handlungen oder Unterlassung von Handlungen eine Bedrohung ihrer selbst herbeiführen:

Satum: Er (der Komet, Anm. d. Vcrf.) hat sich gedacht, ein Zusammenprall ist eh überflüssig: die Menschen rotten einander sowieso über kurz oder lang aus! (S, S.80)

Soyfer entwickelt in dem Stück eine vielschichtige Kommunikationslandschaft. In der "irdischen" Handlung gibt es folgende Ebenen: Professor Guck, der Wissenschaftler, der die Entdeckung des Kometen macht; die Medien, die diese Entdeckung verbreiten; das Kapital, das die Bedeutung dieser Entdeckung für seine Geschäfte erkennt; die Politik, die nicht bereit ist, die Rettung der Menschheit durch Finanzierung einer Erfindung von Guck zur Abwehr des Kometen zu ermöglichen, da dies den Geschäftsinteressen des Kapitals entgegenstünde; die "kleinen Leute", die "Vox populi" ("his masters voice", S, S. 117), die viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt sind, um etwas gegen die Bedrohung zu unternehmen und das von Medien Vorgekaute in seiner Widersprüchlichkeit hinnehmen - aber auch "Massen", die trotz der vorgegebenen Nachrichtenstrukturen sich wehren.

Aus dieser Strukturierung wird deutlich, daß die Medien bei Soyfer keine Kraft an sich, sondern daß sie Teil gesellschaftlicher Auseinandersetzungen sind, Mittel, um diese zu führen. Sowohl die "Sendung" der Nachrichten über Zeitungen oder Radio, als auch der Empfang durch die Menschen wird an bestimmte Voraussetzungen gekoppelt: an Geld, Macht, Rezeptionsvoraussetzungen wie Lebensbedingungen, Weltanschauung, Kritikfähigkeit und anderes. Nicht die Technik soll nach Soyfer gewandelt werden, sondern ihr Inhalt. Die Wandlung der gesellschaftlichen Verhältnisse kommt zuerst und dann die neuen Berichterstattung: "Ich weiß, daß von Sender zu Sender bald fliegt /Die

Nacht vom Tag, da die Erde genas./Dann schwelgt diese Erde, erlöst und beglückt,/In Reichtum ohne Maß." (S, S.80)

Die Krausschen Bedenken gegen die neuen Kommunikationstechnologien, ein Ansatz, eine Janusköpfigkeit, die den Medien selbst innewohnt, in Erwägung zu ziehen, sind im Text nicht aufzufinden. Andererseits werden Verständigungsformen, die den Aktionen der Massen vorangingen, nicht gezeigt (S, S.75 ff.). Und das auch in Texten nicht, die vor der Zensur nicht zu bestehen hatten - wie der Roman (z.B. P, S.178 ff.).

IV

Während der Bedeutung der Herausbildung von Vorstellungen über die Art und Weise von Veränderungen im Stück *Der Weltuntergang* eine untergeordnete Rolle zukommt, und die Struktur des Stückes unter den repressiven Bedingungen wahrscheinlich auch nicht mehr an Aussage zuließ, rückt diese Problemstellung in den Mittelpunkt des Stückes *Astoria*. Die Herausbildung der Vorstellung von einer anderen Welt ist bei Soyfer Teil eines Widerspruchsfeldes:

In weiter Ferne sind verblaßt
Die Sterne, unsere Brüder.
Als eine bleiern graue Last
Senkt sich der Himmel nieder.
Der Mensch erwacht in seinem Leid
Zum Mord und zum Gebete.
Der Atem einer kranken Zeit
Geht keuchend durch die Städte.

Steh auf im Schein des kargen Lichts,
Du Lump auf fremder Schwelle!
Steh auf und geh und hoffe nichts,
Der Himmel wird nicht helle.
Das wird ein Armeleute-Tag
Voll Schweiß und Blut und Tränen.
Das wird ein Tag vom alten Schlag,
Nicht der, den wir ersehen.

Nicht der, der uns im Traum erschien,
Gekrönt von hundert Sonnen,
Da blühend stand im ewigen Grün
Die Welt, die wir gewonnen.
Den Ranzen pack und troll dich sacht,
Schon nahen die Gendamen.
Verbirg, verbirg den Traum der Nacht,
Den lichten Traum der Armen. (S, S.130/131)

"Schweiß und Blut und Tränen" sind die andere Seite von *Astoria*, einer Welt, die nicht schlechthin das Paradies oder eine irdische Utopie ist, sondern eher den Hoffnungen der "Kühlschrankrevolution"¹² gleicht. In dieser Vorstellung sind viele Hollywood-Elemente enthalten: "phantastische Tropenlandschaft", "Happy-End" und spezifische Lebensvorstellungen wie:

Sogar die anständigsten und reichsten Frauen heiraten dort aus Liebe. (...) Alle Menschen wohnen in kleinen Häusern am Land. Jeder hat einen Garten mit Glaskugeln, Gartenzwerge, Turteltauben, Hängematten, Veilchenbeeten und Rehen und Hirschen. (S, S. 128)

¹⁰ Karl Kraus: *Die letzte Nacht. Epilog zu der Tragödie Die letzten Tage der Menschheit*. Wien 1918, 43 ff.

¹¹ Zum ersten Mal wird die globale Bedeutung der Frage Krieg-Frieden im Gedicht *Nur die Ruhe...* literarisch gestaltet. In: Jura Soyfer: *Lyrik*. Wien 1984, 133/134.

¹² Marshall McLuhan/Quentin Fiore: *Das Medium ist Message*. Frankfurt am Main/Berlin/Wien 1984, 131.

Eine Lebensperspektive, der sich der Vagabund Hupka, der das Zauberwort "Staat" aussprach, das *Astoria* zum Leben erweckte (S, S. 139), verweigert. Er will kein "Henderlzüchter" werden und sich auf ein privates Glück zu zweit beschränken. (S, S. 145/146) Und das, obwohl er keine lichte Zukunft erwarten kann, sondern nur die Prosaik der Landstraße:

Damit scheint unser astorisches Abenteuer beendet. *Finita divina comedia*. Und was ist der Humor davon? Daß wir statt zwei nunmehr drei Kollegen ohne Nachtmahl beisammen sind. (S, S. 149)

Die Massen dagegen bleiben - im Gegensatz zum Stück *Der Weltuntergang* - die Illusionierten. (S, S. 147/148) Das Wort "erlöst", das für den Zustand nach der Wandlung der Verhältnisse verwendet wird, hat daher keinen religiösen Charakter. Die Perspektive ist vielmehr - wie in anderen Soyferschen Texten - auf die Eigentätigkeit der Menschen gegründet:

Bettelnd von Schwelle zu Schwelle
Hast du den Hut geschwenkt.
Die Heimat, mein Wandergeselle,
Wird einem nie geschenkt.
Drum nimm dir Pflug und Spaten
und halte dich bereit
Und hol herbei deine Kameraden,
Und wo ihr grade seid:

Dort ist das Land, das dir gehört
Auf diesem Erdenrund.
Such nicht Astoria,
Mein Bruder Vagabund. (S, S. 150)

Die Vagabunden in *Astoria* (davon einer ein ehemaliger Metalldreher) werden uns in Haltungen gezeigt, die Soyfer auch bei Vagabunden eines anderen Zeitalters entdeckte:

Wieder schwanken auf der Grenzlinie Tausende von armen Scholaren hin und her: leidend an der eigenen Skepsis, mit zynischem Lachen ihre Seelennot maskierend, alles und nichts wissend, spötelnd und erschreckend über den sonderbaren Hang, der sie, wie jeden Entwurzelten, zur Sympathie mit dem Verbrecher treibt, die Erlösung verhöhnend und um Erlösung betend. (P, S. 233)

Die Vagabunden, aber auch der Arbeitslose Edi Lechner, Kolumbus oder Jonny sind keine "Helden" und schon gar keine "positiven Helden". Soyfer geht nicht nur von den Widersprüchen in der Gesellschaft, sondern auch von den Widersprüchen in den Menschen aus. Er knüpft an historische Erfahrungen an und zeigt, daß die bloße Benennung, das Aussprechen einer Wahrheit noch keine Folgen nach sich zieht. So versucht Hupka im Stück *Astoria* eine "Enthüllungsrede" zu halten und erreicht, vor einem großem Publikum sprechen zu können. Doch die "Wahrheiten" sind längst gesagt - wenigstens noch nicht in der richtigen "Mischung". (S, S. 148) Die Unfähigkeit zur Formfindung wird Hupka ebenso zum Verhängnis wie einem Eisenbahner im Roman *So starb eine Partei*, der vor seinen Genossen Probleme aussprechen will, die eine grundsätzliche Bedeutung für die weitere Entwicklung in Österreich haben. (P, S. 154)

Die Grenzlinien sind also auch im Inneren des Menschen, in seinen verschwommenen, unformulierten Vorstellungen. Und Hupka ist derjenige, der am Beginn des Stückes *Astoria* eine Grenzlinie in einer der möglichen Richtungen überschreitet:

Hupka: Wie wär' es, wenn es irgendwo in der Welt eine Grenzlinie geben täte, nämlich eine ganz spezielle Grenzlinie zwischen dem Reich der Wirklichkeit und dem Reich der Märchen - und wenn ich jetzt zufällig und ahnungslos auf dieser Grenzlinie herumspazieren täte (...), und wenn man die Grenze approximativ und zirka hier annimmt - hm, und wenn ich links von dem Strich weiterwandere tu, wie der Pistoletti, dann bleib ich ein ganz prosaischer Vagabund mit Frostbeulen und ohne Dokumente, hingegen, wenn ich rechts weitergehe, auf St. Ulrich zu, müßte jetzt zwanzig Schritte hinter mir ein Packard-Auto bremsen (S, S. 114)

Diese Linie wird auch von dem anderen Vagabunden, Pistoletti, überschritten, der sich ebenfalls in den Dienst der Magnatin, die aus der Hollywood-Traumfabrik sein könnte, begibt, um Hupka zurückzugewinnen. (S, S. 141) Eine Überschreitung, die Soyfer mit seinen literarischen Mitteln vielfach praktizierte.¹³

Eine Grenzlinie, die in einer Weise überschritten werden kann, daß der Genuß nicht zu kurz kommt. Das zeigt Soyfer anhand eines Stegreiftheaters, das ein vieraktiges Drama über die Festungspläne von Przemyśl aufführt:

Wie wenig fehlt doch diesem tollen Schauerstück, um eine prachtvolle Parodie abzugeben! Ein Schritt über die Grenze nur - und die Leute aus der Hainburger Straße, die da all ihre schnüchtliche Phantasie mobilisieren, um sich die Illusion einer Illusion zu machen, würden in befreites, gesundes Lachen ausbrechen! (P, S. 248)

Gemeinsam ist allen diesen Überschreitungen, daß zuerst die Vorstellung von einer Tat vorhanden sein muß, bevor gehandelt werden kann, wenn es die Bedingungen überhaupt zulassen, und daß die Phantasie es zwar erlaubt, die Möglichkeiten der Wirklichkeit durchzuspielen, sie niemals aber die Wirklichkeit selbst aufgibt.

V

Zu den Darstellungen des Verhältnisses internationale Informationsvernetzung-Krieg/Frieden und dem Problem der Herausbildung von Vorstellungen über die Welt gesellt sich eine weitere: die Darstellung der Funktion der Gewalt bei der Steuerung von Massenprozessen. Elementhaft kann Gewalt auch in Gedichten und den behandelten Stücken aufgefunden werden. Die bewaffneten Kräfte (Polizei, Gardes Mobiles) beispielsweise, die den revolutionierten Massen im Stück *Der Weltuntergang* entgegengestellt werden. (S, S. 76) In *Astoria* ist es der Butler James mit seiner Lakaientruppe (S, S. 136) und ein Gendarm (S, S. 149).

Im Stück *Broadway-Melodie 1492* geht es aber um nicht weniger als die Eroberung der Weltherrschaft. Nicht die Eindämmung der Aktionen der Massen im Inneren, nachdem die Steuerung über den Markt und die Massenkommunikation versagt haben, sondern um die Unterwerfung neuer Kontinente. Zwar spielt die Handlung im 15. Jahrhundert, doch "Christophs Holzkaravalle/Führt schon all dies mit an Bord" (S, S. 187):

¹³ Vgl. zum Beispiel die Verwendung von Wortmaterial aus dem religiösen Bereich, das in über der Hälfte der Gedichte, die zwischen 1932 und 1943 in der *Arbeiter-Zeitung* erschienen, auffindbar ist.

Achtung, denn jetzt kommen wir,
Wir drei im Bunde,
Und springen der Welt in den Nacken voll Gier,
Wie große Fleischerhunde!
Voran der Mann mit dem harten Schlag. -Eins!
Sodann der Mann mit den Lügen im Sack. -Zwei!
Und schließlich der Herr mit dem Reinertrag.-
Die Faust - die Phrase - und das Geld:
Wir drei erobern die Welt.

Achtung, du farbiger Mann,
Vor den Gewehren!
Denn wer seine Haut nicht mehr weiß machen kann,
Muß seiner Haut sich wehren.
Voran der Mann, der den Weg freidrischt. -Eins!
Sodann der Mann, der die Wahrheiten mischt. -Zwei!
Und schließlich der Herr, der im Trüben fischt.-
Die Faust - die Phrase - und das Geld:
Wir drei erobern die Welt.

Achtung, Europa!
Auch du wirst gebunden.
Wir machen dir goldene Kleider und Schuh -
Und schlagen dich voll mit Wunden.
Du dienst dem Herrn mit dem festen Griff. -Eins!
Dem Herrn mit dem Reklamekniff. -Zwei!
Und schließlich nur dem, der die beiden rief.
Die Faust - die Phrase - und das Geld:
Wir drei erobern die Welt. (S. S.200/201)

Aber auch wenn jeder dieser "Fleischerhunde" fest mit einer Aufgabe verbunden ist, so treten sie doch nicht als Allegorien auf und sind auch, wie das Wort "wie" besagt, keine Fleischerhunde. Vielmehr werden Handlungsfelder benannt, die miteinander in Wechselwirkung stehen; zum Beispiel die Verknüpfung von Geld und Nachrichtenauswahl:

Sänger: Wovon sollte ich leben?
Vendrind: Von Inseraten, selbstunumtand. Ich habe doch alle Lieferanten in der Hand, Herr. Ich akquiriere Ihnen spielend täglich zwei zehnten bis fünfzehnteilige Inserate pro Volkslied. Sie zahlen mir zehn Prozent Provision und verdienen, weil Sie doch keine Druckspesen haben, netto neunzig Prozent. Natürlich kommt das Geschäft nur in Frage, wenn sie in punkto Kolonialproblem einen verantwortungsvollen, positiven Kurs einschlagen. Dann habe ich endlich die Presse für mich - und Sie eine gesunde Basis für Ihr Unternehmen. (S. S. 195)

Soyfer nimmt hier ein "kleines Thema" von Kraus auf. Aber er arbeitet bei der Wechselwirkung von Rezeptionsvorlage und Publikum die Widersprüchlichkeiten doch exakter heraus. Das, was berichtet wird, sind eben nicht nur Lügen - auch wenn Soyfer manchmal selbst geneigt ist, dies zu glauben.¹⁴

VI

Wie Menschen auf Massenkommunikationsmittel reagieren, hat Soyfer in seinem Roman *So starb eine Par-*

*tei*¹⁵ beschrieben. Charakteristisch ist die Unverständlichkeit der Vorgänge für die Menschen, die Spaltung der Kommunikation, die Bedeutung der persönlichen Erfahrungen und der Lebensverhältnisse.

Im Roman *So starb eine Partei* haben zwei Tageszeitungen eine bedeutendere Rolle: die *Reichspost*, das Blatt des Maschinenmeisters Zehetner, der sich durch die Bezeichnung "Prolet" tief getroffen fühlt (P, S. 95), sowie des Bundeskanzlers Dollfuß und die *Arbeiter-Zeitung* als Tageszeitung der Sozialdemokratie. Die Spaltung der Kommunikationssphäre wird zuerst an der Sprachverwendung sichtbar: "Waren sie staatsertugend oder revolutionär? Ihre Zeitung erklärte das in einer Sprache, die für Zehetner Chinesisch war." (P, S. 103)

Die *Reichspost* hat im Kommunikationsgefüge des Romans aber ebensowenig eine Funktion wie die *Rote Fahne*. Angedeutet werden nur deren Tendenzen. Das ist nicht weiter verwunderlich, geht es Soyfer doch um die Beschreibung der Entwicklung der Sozialdemokratie von innen in einer Phase, da sie enormem Druck von außen ausgesetzt ist und durch Zurückweichen immer mehr an inneren Halt verliert.

Doch auch die Verständigung über Strategie und Taktik wird im Roman nicht über die *Arbeiter-Zeitung* ausgetragen - und schon gar nicht die Diskussionen über individuelle Lebensprobleme. Hier sind andere Strukturen vorhanden: Die Parteiorganisation mit ihren Gliederungen, deren Verständigung über Versammlungen, Leitungssitzungen, persönliche Gespräche, Bildungsabende, Feiern, Feste und diverse Hobbyvereine, militärische Untergliederungen mit ihren spezifischen Kommunikationsstrukturen bestimmt wird. (Vgl. P, S. 116 ff.) Nach außen hin spielt die Zeitung eine Rolle, doch im Mittelpunkt stehen die Aktionen der Menschen: So zum Beispiel der Aufmarsch der 200.000, der von der SDAP organisiert wurde, nachdem Hitler an die Macht kam (P, S. 125 ff.) oder die spontanen Protestaktionen (z.B. P, S. 179 ff.) oder die Streiks (z.B. P, S. 173).

Der Widerspruch des Verhältnisses von innen und außen wird auch durch das Auseinanderfallen von Zeitungsmeldungen und Tatsachen dargestellt: der "scharfe Ton" gegen die Auflösung des Parlaments und des Republikanischen Schutzbundes einerseits, sowie andererseits die verzweifelten Versuche, im persönlichen Gespräch die Kompromißbereitschaft, die Selbstaufgabe zu signalisieren. (P, S. 164 ff.)

Aber auch der Demonstrationzug spiegelt diesen Widerspruch wieder. Er ist nach der Darstellung Soyfers ganz offensichtlich keine geschlossene "Kundgebung des Trotzes und der Solidarität", obwohl dies "genau so in der Arbeiter-Zeitung stehen wird" und ob-

¹⁴ So bewirkten die unterschiedlichen Nachrichten über die Auseinandersetzungen in der Sowjetunion, daß Soyfer - wie viele Menschen seiner Zeit - zwar Widersprüche in der Sowjetunion benannte, aber negativen Berichten, die das Wesen der "neuen Ordnung" betraten, keinen Glauben schenkte. So notiert er etwa: "Las im *Journal*, in der SU gabe es 300.000 Oppositionelle. Wem schlägt da das Herzchen höher? Aber wenn man bedenkt, daß Riga vier Buchstaben hat und der menschliche Finger 6-7 cm, bewundert man die Fertigkeit des Journalisten: Wie schnell hat er das ausgerechnet!!!!" Zitiert nach: Jura Soyfer: *Sturmzeit*. Wien 1991.

¹⁵ Der Begriff "Roman" (anstatt "Romanfragment") bezieht sich auf eine Stelle in einem Brief vom 21. Februar 1938 an Mitja und Marika Rapoport, in dem Soyfer schreibt: "...der Roman ist futsch." Bisher wurden nur Teile aufgefunden.

wohl eine Reihe von Funktionären es auch genau so fühlt. (P, S. 134)

Aber da marschieren mit die Kindergärtnerin Käte, die durch den Zorn und die Parolen eher verschreckt und verwirrt wird (P, S. 135), alte Weiblein, die gerade aus der Kirche kommen könnten und ängstlich vor dem Denkmal der Republik tuscheln (P, S. 135) und

alte Genossen, festlich gekleidet (...), denn für sie war jeder Ringaufmarsch, unter welcher Losung immer, eine heitere Siegesfeier für jenen 1. Mai 1890, als sie zwischen k. k. Bajonetten das Recht auf die Straße erobert hatten. (P, S. 127/128)

Tradition spielt überhaupt eine große Rolle. Die Leitungen der Bezirksorganisation, anhand der die Basis dargestellt wird, besteht hauptsächlich aus Pensionisten. Politisiert sind die Jugendlichen. Als es zur Krise kommt, sind Voraussetzungen für ein Eingreifen in politische Prozesse nicht gegeben. Persönliche Zwistigkeiten, Verwaltungsaufgaben, Eifersüchteleien, Karrieredenken, Tagesordnung gehen vor. (P, S. 116)

Es ist daher nicht verwunderlich, daß aus dieser Perspektive die Probleme nicht aufgegriffen werden, die Max Adler in seiner Schrift *Parteidiskussion?* analysierte.¹⁶ Die Selektion der Nachrichten durch die eigene Führung ist gleichgültig, weil die Zeitung nicht zur Anleitung im politischen Kampf, nicht als Informationsbasis für eigene Handlungen dient, sondern vielmehr zur Prophezeiung (P, S. 108) und Sinnausdeutung am Stammtisch (P, S. 117) zur Bestätigung der eigenen Position (P, S. 149), zur rituellen Handlung (P, S. 150), zur Kaschierung der eigenen Widersprüche (P, S. 164).

Die Mehrzahl der gezeigten Menschen hat keinen Traum und über die Zeitung wird auch kein Traum vermittelt. Hier greift ein anderes Medium: die Kunst. Über ein Lied wird der Traum bestärkt. (P, S. 129) "Allerdings war das ein sehr phantastischer Traum, unter einem ungünstigen Feberhimmel." (P, S. 129)

Es ist daher nicht verwunderlich, wenn Otto Bauer im Roman formuliert: "Pressefragen bringen die Massen nicht in Erregung. Wir dürfen solche Fragen von unserem Schreibtisch aus nicht überschätzen." (P, S. 165)

Ein "Dorf"¹⁷ beginnt sich also in Österreich nicht herauszubilden. Dazu ist nicht nur die gesellschaftliche Kommunikation zu sehr gespalten, sondern sind auch die Kommunikationssphären der einzelnen Gruppierungen in sich zu unterschiedlich.

Wenn es ein "Dorf" gab, dann ist es nach Soyfer das "Wien der Intellektuellen", die Zeitungen offenbar ebenso wie Bücher schätzten (P, S. 131). Was sicherlich auch auf Soyfer zutrif, wie aus diversen Briefen hervorgeht.

VII

Aber nicht nur die Parteizeitung prägt bei Soyfer die Kommunikation kaum: Die Massenkommunikation insgesamt scheint nur bedingt gesellschaftlich bedeutsam zu sein.

Die technische Seite der Massenkommunikation spielt sogar im Stück *Der Weltuntergang* eine lediglich unbedeutende Rolle. Telegraph, Lautsprecher, Buchdruck, Telefon, Radio-Sender und Film werden zwar als Elemente in Texte eingebaut, sind aber - wie auch in den Stücken *Der Lechner Edi* und *Vineta* - anderen Gedanken untergeordnet. Diese Gedanken sind, wie wir bereits am Beispiel von drei Stücken gesehen haben, eng mit der Massenkommunikation verbunden.

Die grundsätzliche Bedeutung des Gedankens für die Bedeutung eines Kunstwerkes hat Soyfer im Zusammenhang mit der Reprise eines Stummfilms herausgearbeitet:

Und siehe da: nach wenigen Minuten waren Schnürregen und Stummheit vergessen. Uns war, als gäbe es gar keinen Tonfilm auf der Welt. So schnell nahmen uns die Geschehnisse gefangen, daß wir gar keine Zeit hatten, uns des großen Prinzips bewußt zu werden, welches hier wiederum siegreich zu Tage trat. Nämlich: entscheidend für ein Kunstwerk ist einzig und allein der ihm innewohnende künstlerische Gedanke; hat dieser einmal seine Form gefunden, so wird die Form nie veralten, nie überholt wirken. Lebendig erhalten durch den Gedanken, wird sie immer kraftvoll bleiben wie am ersten Tag. (P, S. 266)

So wichtig diese grundsätzliche Erkenntnis ist, so wenig die Technik selbst eine Botschaft ist, so wenig wird durch die Hintanstellung der Kommunikationsstruktur in ihrer Widersprüchlichkeit hinter die individuelle Herausbildung von Vorstellungen, die spontanen Reaktionen, die Lebensbedingungen, die Organisationsstrukturen die Bedeutung der Verhältnisse Arbeitsteilung zu Kommunikation retrospektive Partei zu Kommunikation erfaßt. Hier werden nicht nur Themen bei Max Adler vernachlässigt, sondern auch theoretische Fragestellungen anderer Art wie zum Beispiel, daß im 19. Jahrhundert Parteien unter Kommunikationsvoraussetzungen gegründet wurden, um - durchaus gegenteilige - soziale Interessen zu vertreten. Die Struktur der politischen Landschaft und der Parteien selbst entsprang den Möglichkeiten, Informationen so weiterzugeben, daß eine möglichst große Anzahl von Menschen für strategische und taktische Ziele gewonnen werden konnten. Unter den Bedingungen der sich rasch verändernden Massenkommunikation änderte sich mittlerweile auch dies. Die Homogenität wird heute in Frage gestellt. Die Veränderungen beschleunigen sich und sind nicht auf die Angriffe des politischen Gegners beschränkt: Vielmehr ist die Gesamtheit der politischen Struktur - im Gegensatz zu den 20er und 30er Jahren - von diesen Veränderungen betroffen.

Soyfer hat persönlich Ausgrenzungen aus Kommunikationskreisen, Verfolgungen und Gefängnis erlitten und starb 1939 im Alter von 26 Jahren im Konzentrationslager Buchenwald.

Die Ausgrenzungen, die Selektivität auch in den eigenen Reihen, spiegelt sich in seinem grundsätzlichen Mißtrauen der Presse gegenüber wider, obwohl er Zei-

¹⁶ Max Adler: *Parteidiskussion?* Leipzig 1932.

¹⁷ Marshall McLuhan/Quentin Fiore, *Medium*, 63; sowie: Dies.: *Krieg und Frieden im globalen Dorf*. Düsseldorf/Wien 1971.

tungen aller Art offensichtlich fleißig gelesen und er eine direkte Verbindung zwischen Macht und Kommunikationsmöglichkeit hergestellt hat.

Erstauulich ist unter diesen Umständen seine Flexibilität gegenüber sich verändernden Bedingungen. Zwar weiß er die Widersprüche in den neuen Kommunikationsmitteln noch nicht so handzuhaben, wie es für seine Veränderungsvorstellungen notwendig gewesen wäre, er arbeitet aber die Möglichkeiten für die Kunst unter den neuen Bedingungen heraus, obwohl zum Beispiel die Aufführung in der Portiersloge des Burgtheaters mit einer Vertreibung endet. (S, S. 246)

Die Problemkreise waren zu Soyfers Zeit durch Begrenzungen überlagert. Die Nutzung der Widersprüche in den Medien, eine pluralistische Meinungsgestaltung wurden grundsätzlich verhindert. Dieser Umstand veranlaßte Alfred Maleta unter anderem, dem Begriff "Austrofaschismus" Aussagekraft zuzubilligen.¹⁸

Das Wechselverhältnis zwischen gesellschaftlicher Kommunikation und Parteistruktur hatte sich noch nicht entfaltet. Die "neuen Medien" wurden in dieser Zeit zur Stärkung der inneren Positionen verwendet, was den Verfall ihrer Ausstrahlungskraft nach der Befreiung von den faschistischen Diktaturen nur beschleunigt haben dürfte.

VIII

Daß es nicht nur darauf ankommt, einen Gedanken zu erarbeiten, sondern daß es auch gilt, die richtige Form zu finden, um die Verbreitung zu sichern, hat Soyfer in den von ihm dargestellten Kommunikationsprozessen immer wieder gezeigt: Er selbst greift zurück auf Traditionen beispielsweise der *Commedia dell'arte*, des Wiener Volkstheaters, Goethes, Schillers und von Matthias Claudius, auf Literaturströmungen seiner Zeit (Surrealismus, sowjetische Literatur), auf Autoren wie Brecht, Tucholsky, Hasenclever, aber auch auf andere Kommunikationsformen, um zu lernen, wie er zu neuen Formen gelangen könnte.

Erste Experimente in dieser Richtung unternimmt er mit seinen Gedichten, die von 1932 bis 1934 in der *Arbeiter-Zeitung* erschienen.

Die Form der Gedichte mutet gemäß den Beurteilungen von Ernst Friedrich, Marshall McLuhan und Alfred Bauer "unmodern" an. Es sind Gedichte, die stark vom Akkustischen geprägt sind, wiewohl Soyfer unmusikalisch war. Aber er hatte ein gutes Gespür für Rhythmus. Überdies stand die Formwahl in Verbindung mit grundsätzlichen Überlegungen zum Kommunikationsangebot: Gedichte zu schaffen, die eingängig sind, die in Versammlungen, auf Demonstrationen, bei Theaterabenden Menschen erreichen und ihnen im Gedächtnis haften bleiben. Daß dieses Konzept aufging zeigt die

Tatsache, daß manches Gedicht nur auf diese Weise erhalten blieb und Menschen noch Jahrzehnte danach einige dieser Gedichte auswendig aufsagen oder aufschreiben konnten.¹⁹

Auch andere Momente der Texte zeugen davon, daß Soyfer gerade in der Konkurrenz zur Massenkommunikation auf die direkte Kommunikation setzte²⁰: Seinen Gedichten sind bekannte Melodien, Texte und Themen zu Grunde gelegt, die jeder kannte und die durch leichte oder starke Veränderung, durch Einbau als Zitat oder in eine "Collage" montiert neue Gedanken zum Ausdruck brachten.

Die Montage ist aber eine Form, die mit der beginnenden gesellschaftlichen Bedeutung der Zeitungen insbesondere zu Beginn des 1. Weltkrieges entwickelt wurde. So wie Soyfer sie für seine Gedichte verwendet, nimmt er Formen der Massenkommunikation auf, Formen, die er auch beim Bau des Romans und der Stücke einsetzt.

Alle diese Versuche entwickelte er im direkten Zusammenhang mit Überlegungen zum Publikum. Soyfer hatte sein bestimmtes Publikum im Auge. So schrieb er zum Beispiel in seiner Hommage an Nestroy:

Wer ihm zu seinem längst verdienten ewigen Engagement am österreichischen Theater verhelfen könnte - sind nur seine Zuschauer von Anno dazumal. In einem Leichenzug, der anderthalb Stunden lang vor einem dichten Spalier Trauernder vorbeizog, haben sie ihn 1862 zu Grabe getragen. (...) Ob sie selbst noch leben? Gewiß leben sie noch und denken nicht dran, auszusterben, die kleinen Kaufleute, die Handwerker, die Lohnarbeiter der äußeren Wiener Bezirke! (P, S. 239)

Die Überlegungen korrespondieren mit sozialdemokratischen Traditionen und Theorien der damaligen Gegenwart.²¹ Aber sie haben auch einen originellen Charakter, setzen sie doch auf eine direkte Kommunikation - welche Theaterform auch immer verwendet wird. Zum Verständnis dieser Kommunikationsformen gehört eine Vorstellung, die Kunst als spezifische Form der Verständigung über das Leben begreift:

Heute gibt es in Frankreich eine breite Bewegung von Schriftstellern, die sich in Lyrik, Epik und Drama der ewigen Quelle aller Kunst zugewandt haben: dem Volk, mit seinen tausendfältigen lebendigen Lebensproblemen.

Und eines, worüber Lyriker sowie Epiker untereinander noch diskutieren mögen, kann für Theatermenschen doch kaum mehr fraglich sein: nämlich, daß in allen Zeiten der Geschichte das Theater nur dort, nur dann groß und fruchtbar war, wo seine Leidenschaften die von Hunderttausenden waren. (P, S. 245)

Genau diese Vorstellungen von Kunst sind es, die einer gerade in den letzten Jahren oft geäußerten Befürchtung entgegenstehen, daß nämlich insbesondere Literatur unter Bedingungen des Marktes aussterben würde.²²

¹⁹ Vgl. Soyfer, *Gesamtwerk*, 786 ff.

²⁰ Das korrespondiert mit Überlegungen, die Theaterleute seit der massenhaften Verbreitung des Fernsehens anstellen.

²¹ Vgl.: Jürgen Doll: "Das Publikum erforschen und verändern" - Anmerkungen zu den theaterkritischen und theatertheoretischen Schriften Jura Soyfers. In: *Die Welt des Jura Soyfer*. Wien 1991.

²² Zum Beispiel äußerte Christoph Hein diese Befürchtung in seiner berühmten Rede gegen die Zensur in der ehemaligen DDR. U.a. abgedruckt in: *X. Schriftstellerkongreß der DDR*. Berlin/Weimar 1988, 231.

¹⁸ Alfred Maleta: *Bewältigte Vergangenheit*. Graz/Wien/Köln 1981, 144.

IX

Die Gegenprobe zu diesen Anmerkungen über das Verhältnis von Literatur und Massenkommunikation am Beispiel Jura Soyfers wäre nun ein Abschnitt über Soyfer in den Massenmedien. Erste Darstellungen darüber gibt es seit etwa zehn Jahren. Es sind Bibliographien und erste Anmerkungen zu Publikationen, Übersetzungen, Polemiken.²³ Aber die eigentliche Materialerfassung zur Verbreitungsgeschichte hat erst begonnen. Manches, wie etwa die Rezeptionsweisen der Zuschauer in den 30er Jahren wird nicht mehr erschlossen werden können, für manches die Kraft eventuell nicht reichen. Zu erwarten ist aber, je nach Rekonstruktion der Vorgänge, eine Darstellung der Wandlungen der Verbreitung durch die Kommunikationsträger. Und die Frage wird aufzuwerfen sein, welche Menschen es gewesen sind, die sich für Soyfer interessierten, nachdem

die Anzahl der Beschäftigten in jenen Berufen drastisch reduziert worden war, aus denen sich noch bei Nestroy und Soyfer das Publikum überwiegend zusammengesetzt hatte, nachdem die oft einschneidenden Veränderungen der Arbeits- und Lebensweisen durchgesetzt wurden und werden.²⁴ Oder bleiben die Gedanken, die Formen aktuell, weil etliche Probleme, Widerspruchsfelder und vor allem Hoffnungen, die Soyfer darstellte, trotz geänderter politischer Landschaften, trotz Fernsehen und Individualisierung, trotz einer wachsenden Anzahl lebensbedrohender globaler Probleme für eine Anzahl von Menschen gleich geblieben sind, die nicht geringer sind, als zu Soyfers Zeit? Gilt die Schlußstrophe vom *Lied des einfachen Menschen* immer noch:

Wir sind das schlecht entworfene Skizzenbild
Des Menschen, den es erst zu zeichnen gilt.
Ein armer Vorklang nur zum großen Lied.
Ihr nennt uns Menschen? Wartet noch damit! (L., S. 209)

²³ Vgl. dazu die Bibliographie in: *Die Welt des Jura Soyfer*.

²⁴ Einen Überblick zu den Veränderungen gibt folgende vierbändige Ausgabe: Peter Fleissner (Hrsg.): *Technologie und Arbeitswelt in Österreich. Trends bis zur Jahrtausendwende*. 4 Bde., Wien 1987.

KREATIVITÄT AUS DER KRISE

Konzepte zur gesellschaftlichen Kommunikation in der ersten Republik
Festschrift für Marianne Lunzer-Lindhausen

Herausgegeben von Wolfgang Duchkowitsch, Hannes Haas und Klaus Lojka

1991, 264 Seiten, div. Abb., brosch., öS 295,-- , Hörerpreis öS 195,--

L I T E R A S UNIVERSITÄTSVERLAG
A-1090 Wien, Berggasse 4, Tel. 31 56 59-0, Fax 0222/34 36 85-21

THEODOR VENUS
unter Mitarbeit von Wilhelm Svoboda

“Wir sind wieder da”

Eine Dokumentation zur sozialistischen Pressepolitik in Österreich zu Beginn der zweiten Republik

Nach mehr als elf Jahren Unterdrückung und Verfolgung erfüllte sich am 6. August 1945 auch für die *Arbeiter-Zeitung* jene trotzig-optimistische Losung (“Wir kommen wieder!”), mit der sich die Revolutionären Sozialisten seit dem Februar 1934 mit einer zwischen Affirmation und Negation der “alten” Sozialdemokratie angesiedelten Haltung als deren “Erneuerer” präsentiert hatten.

In alter Treue standen, so die offiziellen Chronisten, in den frühen Morgenstunden des 5. August 1945 Menschenschlangen vor dem Gebäude der sozialistischen Vorwärts Druckerei, sobald die Nachricht von der Wiederzulassung der Presseorgane der drei in der provisorischen Staatsregierung vertretenen demokratischen Parteien bekannt geworden war.

Aber so, wie die neue Partei nicht mehr die Partei Otto Bauers, Robert Dannebergs, Karl Seitz’ und Julius Deutsch’ sein sollte - wemgleich die beiden letzteren wieder in ehrenvolle Ämter kamen, so veränderte sich auch der Charakter ihres zentralen Presseorgans. Und so wie die Parteilinie der SPÖ stand auch die Linie ihrer Zeitung bald im Mittelpunkt scharfer Kontroversen, sowohl innerhalb des Parteivorstandes als auch von Teilen der Parteibasis.

Stärker noch als die Partei selbst hatte die *Arbeiter-Zeitung* unter dem Aderlaß der Auswirkungen von zwölf Jahren “grünem” und “braunem” Faschismus zu leiden, denn ein großer Teil ihrer einstmaligen berühmten Redaktion war dezimiert oder kehrte nicht mehr an die Stätte ihres Wirkens zurück. Vor allem die Weigerung Otto Leichters zurückzukehren, um den sich Oscar Pollak bemüht hatte, traf diesen, schon in den Jahren 1931-34 Chefredakteur der *Arbeiter-Zeitung*, hart. Andererseits verfügte die sozialistische Bewegung trotz dieser Verluste noch über Jahre hindurch über ein breites Nachwuchsreservoir an jungen Journalisten, dessen Erbe bis heute wesentlich positive Traditionen des österreichischen Journalismus mitgeformt hat.

Die *Arbeiter-Zeitung* und mit ihr auch die sozialistische Presse- und Verlagspolitik, in den Jahren von 1945-1950 wesentlich mitgestaltet von Julius Deutsch als Generaldirektor der sozialistischen Presse- und Verlagsholding “Konzentration AG”, stand vor neuen Herausforderungen.

Kurzfristig sah sich das SP-Zentralorgan vor die doppelte Aufgabe gestellt, sowohl einerseits als Qualitätsblatt zentrale Inhalte sozialistischer Ideologie zu

transportieren, als auch andererseits eine Ersatzfunktion für das nicht mehr erscheinende populäre *Kleine Blatt* zu präsentieren. Der Verzicht auf das Kleinformat, vom Wiener Parteivorstand erst im Sommer 1945 entschieden, sollte jedoch zu einer ständigen Hypothek für die *Arbeiter-Zeitung* werden.

Für Teile der Parteiführung wurde zudem Chefredakteur Pollak, der sich dem seit Mitte der fünfziger Jahre abzeichnenden Trend auch sozialistischer Leser hin zum Boulevard beharrlich, ja starrsinnig widersetzte, in wachsendem Maße selbst zum Problem. Die Übernahme der ehemaligen beiden Besatzungsblätter *Welt am Montag* und *Weltpresse* ist ein Indiz für die Isolation Pollaks und ein Hinweis, daß Teile der Parteiführung eine Änderung des Pressekonzepts der SPÖ anstrebten. Was zunächst nur Ersatzlösungen waren, kristallisierte sich spätestens mit der Gründung des *Expres* im Jahre 1958 und der Hilfestellung Franz Olahs bei der Neugründung der *Kronen Zeitung* als fest umrissenes Konzept heraus. Im Hin und Her zwischen dem Konzept “Parteipresse” und einer auf den Boulevard übergreifenden sozialistischen Pressepolitik lag langfristig, so auch die Kernaussage des am Schluß dieser Dokumentation zitierten Papiers, das Dilemma sozialistischer Pressepolitik der SPÖ und darin liegt wohl auch eine der Wurzeln für das kürzlich erfolgte Ende der AZ.

Arbeiter-Zeitung oder *Kleines Blatt* und Wiener Druckereifragen

Partei Vorstandssitzung vom 2. Juli 1945

I. Presse.

Gen. Schärf berichtet über die Vereinbarung der drei Parteien wegen der Herausgabe von Parteiblättern und über die Versuche, hierfür die Zustimmung der besetzenden Behörde zu verlangen. Danach soll die SPÖ den Vorwärts-Verlag, die KPÖ den Steyermühl-Verlag (Fleischmarkt und Gumpendorferstraße), die ÖVP den Herold-Verlag erhalten. Die Zeitung *Neues Österreich* soll weiter als überparteiliches Blatt und als einzige Montag-Zeitung bestehen bleiben.

Es ist ein Presse-Komitee aus Vertretern der drei Parteien gebildet worden (Vertreter der SPÖ - Gen. Schärf), welches folgenden Aufgabenkreis hat:

1. Verhandlungen mit den Behörden,
2. Papier-Verteilung,
3. Hintanhaltung von Presseexzessen der drei Parteien gegeneinander,
4. Organisierung des Zustelldienstes in die Provinz.

Im Namen des Organisationskomitees schlägt Gen. Schärf für die *Arbeiter-Zeitung* folgende Redaktion und Verwaltung vor:

Redaktion:

Gen. Schneidmadl - Chefredakteur, als Platzhalter für Gen. Oscar Pollak; Gen. Hubalek - Stellvertreter;

Verwaltung: Gen. Jenschik und Gen. Cischek.

Gen. Böhm bittet in Anbetracht der geringen Papiervorräte um Berücksichtigung der Gewerkschafts-
presse bei der Papierverteilung.

Gen. Scheffenecker: Grundsätzlich gilt das zuletzt be-
stehende Pressegesetz (1933).

Zwischen den Genossen Hackenberg, Schärf und
Scheffenecker entspinnt sich eine Diskussion über das
"Berichtigungswesen".

Gen. Schärf erinnert daran, daß "wir früher im
Rahmen des Parteisekretariats eine eigene Berichti-
gungsstelle hatten", die sich bewährte.

Gen. Schneider rollt erneut die Frage großes
oder kleines Blatt - *Arbeiter-Zeitung* oder *Kleines Blatt*
auf. Die ÖVP bringt ein Blatt im Kleinformat heraus,
wegen der Verteilung am Lande. Schneider gibt zu
bedenken, daß eine Kleinformat-Zeitung leichter zu
vertreiben ist.

Gen. Widmayer: Eine Papierersparnis ist nicht ge-
geben. Bei den durch die Papierbeschränkungen sicher-
lich erzwungenen kleinen Auflagen gibt es heute kein
Absatzproblem. Als große politische Partei können wir
nicht mit einem *Kleinen Blatt* allein herauskommen.
Gen. Popp dazu: Laut Parteien-Vereinbarung darf jede
Partei nur ein einziges Blatt herausbringen. Eine große
und eine kleine Zeitung können wir somit heute nicht
schaffen. Wenn wir vor die Wahl gestellt sind, können
wir als politische Partei, die ein Führungsorgan drin-
gend benötigt, nur zur *Arbeiter-Zeitung* greifen.

Antrag und Abstimmung: Der Vorsitzende läßt ab-
stimmen über die Frage der Schaffung eines Blattes im
Groß- oder Kleinformat.

Beschluß: Der Parteivorstand entscheidet sich in
überwiegender Mehrheit mit drei Gegenstimmen für
das Großformat und somit für die *Arbeiter-Zeitung*.

Gen. Waldbrunner: Anfrage, ob Verhandlungen
hinsichtlich der Druckereien schon abgeschlossen, da
für Steyermühl ein Kommunist zur Bestätigung vorge-
schlagen.

Gen. Schärf teilt mit, daß die Zustimmung der Be-
satzungsbehörde fehlt; es ist aber klaggestellt, daß die
K. P. zustimmenden Falles die Steyermühl erhält. Die
Eigentumsfragen sind ungeklärt; es kommen somit nur
Druckverträge in Frage und jede Partei setzt für den ihr
zugewiesenen Betrieb Verwalter ein.

Exilvorbereitungen für die Wiederaufnahme der "Vorwärts"-Aktivitäten und der Parteipresse

Lieber Genosse Deutsch,

(...) Da Sie nun wirklich noch einmal auf die Frage des Parteivorstandes
zurückkommen, so muß ich vor allem dazu ein paar Worte sagen (...).

1934 wurde das Einvernehmen hergestellt, daß der Versuch, den Par-
teivorstand einzuberufen, nicht unternommen werde, daß er als nicht
existent zu betrachten sei (...).

Daß ein solcher "Parteivorstand" Politik machen soll, haben Sie ja nie
verlangt und ich kann mir nicht vorstellen, daß je mehr Jahre verstreichen,
jemand annehmen könnte, daß diese Möglichkeit wächst. Bleiben

also die administrativen Agenden und unter diesen als einzige in Be-
tracht kommende die Frage des Parteivermögens (...).

Das österreichische Parteivermögen bestand ebenso wie das deutsche
vor allem in Druckereien und Häusern. Es wurde in beiden Parteien in
die Form einer Aktiengesellschaft gebracht. In Deutschland die Con-
centra AG, in Österreich die Vorwärts AG (...).

Sie erinnern sich, daß knapp vor dem Februar 1934 die Treuhänder, die
nominell das Aktienkapital der Vorwärts AG "besaßen", Vollmachten
ausstellten, damit dieses an eine Schweizer AG "verkauft" werde. Alle
diese Versuche, auf diesem Wege unsere Ansprüche gegenüber der
Schuschniggregierung geltend zu machen und wenigstens einen Teil des
Wertes ins Ausland zu bringen, scheiterten und die in dieser Sache
angewendete Arbeit war fruchtlos.

Als auch die Schweiz in die Gefahrenzone kam, habe ich die Aktien in
einem Safe in London verwahrt (...).

Brief Fr. Adlers an J. Deutsch,
NL Julius Deutsch

Minutes of a special Meeting of the Stockholders and Directors of
"Druck- und Verlagsanstalt Vorwärts Aktiengesellschaft"

(...) The following gentlemen representing all the stockholders and di-
rectors of the corporation were present:

Name	Address	No. of Shares
Friedrich Adler	50 West 106 th Street New York	50
Julius Deutsch	243 Riverside Drive New York	50
Wilhelm Ellenbogen	221 Sherman Avenue New York	50
Karl Heinz (Represented by Arnold Eisler, 150 West 104 th Street)	1900 Alcatraz Avenue Berkeley California	50

On motion duly made and carried, Friedrich Adler was duly elected
Chairman of the Meeting.

The Chairman then stated that the purpose of this meeting was to decide
the procedure to be followed for a renewal of the activities of the cor-
poration in the shortest possible time.

After a general discussion (...) the following resolutions were unani-
mously adopted:

1. That the shares of stock of the "Druck- und Verlagsanstalt Vorwärts
Aktiengesellschaft", which are present deposited in a safe deposit vault
in London are to be taken to Vienna as soon as world conditions make
the same possible (...).

2. The operation of the Vorwärts Press is to be stated as expeditiously
as possible, and to its fullest extent. To effectuate this purpose, it will
be necessary to commence the publication of the two largest dailies
Arbeiterzeitung und *Das kleine Blatt* in their old form and with their
former political policy, to wit: Social- Democratic. In order to effectually
carry out this purpose, a reliable editorial staff should be formed
(...).

(...) The following are the names and addresses of such former editors:

Arbeiterzeitung:

Dr. Oscar Pollak, 30 Litchfield Way, London N. W. 11;
Dr. John Hannak, 315 West 97th Street, New York, N. Y.;
Dr. Otto Leichter, 316 West 94th Street, New York, N. Y.;
Charles H. Sailer, 419 West 119th Street, New York, N. Y.

Das Kleine Blatt:

Julius Braunthal, 12 Lincoln Street, London S. W. 3;
Karl Ausch, 31 Broadhurst Gardens, London N. W. 6.

Copy of the Draft of Mr. (Maurice) Schnur, attorney and
counselor at law, New York (Nov.) 1944.
NL Julius Deutsch

Die Druck- und Verlagsanstalt "Vorwärts" AG in den Jahren 1934-45

Als Folge der Februarereignisse 1934 wurden im April 1934 alle dem Verwaltungsrat und der Generalversammlung der "Vorwärts AG" zustehenden Rechte einem Verwaltungsausschuß übertragen, an dessen Spitze bis zum März 1938 der Leiter der Amtlichen Nachrichtenstelle und Vertraute von Engelbert Dollfuß, Edmund Weber, stand.

Dieser Verwaltungsausschuß blieb zwar auch nach der Annexion Österreichs noch kurze Zeit bestehen, jedoch wurden anstelle Webers und der übrigen, neue Mitglieder ernannt. Den Vorsitz übernahm der für die Gleichschaltung der Wiener Pressverlage im Reichs-Propagandaamt Wien zuständige Referent Rudolf von Garciss.

Der so in der Zusammensetzung veränderte Verwaltungsausschuß faßte am 21. Dezember 1938 den Beschluß zur Auflösung und unverzüglichen Liquidation des Verlags, dessen Werte zur Gänze von einer drei Tage zuvor gegründeten Druck- und Verlagsanstalt "Imhoff & Co" KG übernommen wurden, an der zunächst als Kommanditist die reichsdeutsche ehemalige Hugenberg- und nunmehrige NSDAP-Presseholding "Cautio Ges.m.b.H." beteiligt war. An deren Stelle trat später die zum Einflußbereich Max Winklers gehörige "Herold Ges.m.b.H." aus Berlin.

Die "Imhoff & Co." KG wurde übrigens neuerlich umbenannt, in "Vorwärts" KG. Durch Auflösung der ehemaligen großdeutschen Parteidruckerei und kleinere Neuinvestitionen wurde der Maschinenpark der "Vorwärts" KG während der Kriegsjahre vergrößert.

Wenige Tage nach der Befreiung Wiens erhielt Anton Jenschik eine provisorische Ermächtigung zur Übernahme der Verwaltung der Druckerei. Am 22. Mai 1945 wurde er gemeinsam mit Franz Cischek vom zuständigen Staatsamt für Industrie, Gewerbe, Handel und Verkehr zum Öffentlichen Verwalter der "Vorwärts" KG bestellt, deren Vermögen er gemäß den Bestimmungen des Rückgabegesetzes vom 6. Februar 1947 (BGBl. 55/1947) an den Restitutionsfonds sozialistischer Organisationen übertrug. Dieser nominierte Cischek in der Folge auch als öffentlichen Verwalter der "Vorwärts AG i. Liquidation" mit dem Auftrag, die Liquidation aufzuheben, die Rückübertragung der Vermögenswerte an die wiederbelebte "AG" durchzuführen und im Anschluß daran die Öffentliche Verwaltung über das "Vorwärts"-Vermögen zu beenden.

So gelangte die Partei, wenn auch verspätet - bedingt durch Vorbehalte der ÖVP - wieder in den Besitz ihrer Druckerei. Zum Zwecke der Zusammenfassung aller Druck- und Verlagsaktivitäten schuf die SPÖ über Antrag Adolf Schärfs im Mai 1946 die Kapitalverwaltungsgesellschaft "Konzentration" Ges.m.b.H., die Alleinaktionärin des "Vorwärts", der "Sozialistischen Verlags Ges.m.b.H." wurde und der auch alle übrigen Verlagsbeteiligungen (Presse- und Buchverlage, Druk-

kerien, Papierfabrik Steyermühl usw.) übertragen wurden.

Zum Geschäftsführer der "Konzentration" wurde am 13. Mai 1946 vom Parteivorstand (PV) der im März aus dem New Yorker Exil heimgekehrte ehemalige Schutzbundführer Julius Deutsch, Staatssekretär a. D., bestellt. Deutsch behielt diese Funktion bis Ende des Jahres 1951 bei, ehe er sie nach einem bereits länger schwellenden Konflikt mit dem Schärf-Helmer-Flügel zurücklegte.

Start der Arbeiter-Zeitung und das SPÖ-Verhältnis zum Neuen Österreich

Parteiivorstandssitzung vom 2. August 1945

II. Presse

Gen. Schneidmadl berichtet über neu auftauchende Schwierigkeiten bei der Papierbeistellung, die das Herkommen der Parteien-Zeitungen für 5. August in Frage stellen.

Weiters berichtet Gen. Schneidmadl über die vorbereitete Deklaration der drei Parteien bezüglich eines Nichtangriffspaktes.

Der Entwurf wird dem Parteivorstand noch vorgelegt werden.

Gen. Helmer teilt mit, daß neuerlich die Eigentumsfrage an der Zeitung *Neues Österreich* aufgerollt wurde: Seinerzeit sind alle drei Parteien eingeladen worden, Miteigentümer zu werden. Gen. Schärf hat damals im Namen der SPÖ abgelehnt, weil man befürchten mußte, daß dies ein Hindernis für unsere Ansprüche bezüglich eines eigenen Parteiblattes bilden könnte. Zur Zeit ist das *Neue Österreich* eine Angelegenheit der Redakteure und verfügt über beträchtliche Geldmittel. "Wir sind nun neuerlich eingeladen worden, uns an dem Blatte zu beteiligen". Gen. Helmer schlägt vor anzunehmen.

Antrag: Wenn wir als Miteigentümer am Blatt im Handelsregister eingetragen sind, dann können wir auch wohl Einfluß darauf gewinnen. Jedenfalls verhindern wir damit, daß im *Neuen Österreich* eine gegen uns gerichtete Politik gemacht wird.

Beschluß: Einstimmig angenommen. Das Parteisekretariat soll sich mit der Redaktion der Zeitschrift *Neues Österreich* bezüglich des Eintrittes in die Ges.m.b.H. in Verbindung setzen.

Gen. Schneidmadl berichtet, daß ein Teil des "Vorwärts" von den Engländern beschlagnahmt ist. Das Verhältnis ist jedoch freundschaftlich: "Wir werden absolut nicht gestört und es wurde uns sogar zugesagt, uns im Nachrichtendienst zu unterstützen (...)"

Gen. Schneidmadl legt dem Parteivorstand die Liste der hauptamtlichen Redakteure wie folgt vor:

Chefredakteur: Schneidmadl; Stellvertreter und verantwortlicher Redakteur: Hubalek; übrige Redakteure: Binek, Pav, Hollborn, Mackart, Plachy; Redaktions-Sekretär: Phillipp.

Beschluß: Die vorgelegte Liste wird genehmigt.

Die Gen. Schneidmadl und Helmer besprechen weiters den Inseratentwurf und die Besoldung der Redakteure (...). Nach Vereinbarung mit der Gewerkschaft soll Gen. Schneidmadl ermächtigt werden, die Beträge flüssig zu machen.

Beschluß: Der Parteivorstand erklärt sich einverstanden.

Antrag: Gen. Scharf legt dem Parteivorstand ein Schreiben des Vorwärts vor, in welchem der Antrag auf Gründung einer "Sozialistischen Verlags Ges.m.b.H.", welche Eigentümerin der *Arbeiter-Zeitung* der Öffentlichkeit gegenüber sein soll, gestellt wird.

Gesellschafter der Ges.m.b.H. sollen die Mitglieder des Herausgeber-Komiteés und zwar die Gen. Schärf, Helmer, Speiser, Proft, Scharf, Stegu sein (...).

Beschluß: Einstimmig angenommen.

Gen. Seitz wird in das Herausgeber-Komiteé der *Arbeiter-Zeitung* als Parteivorsitzender aufgenommen.

Gründung und Programm der Tageszeitung *Neues Österreich*

Mitte April hatten schon die ersten Besprechungen zur Gründung der Tageszeitung *Neues Österreich* stattgefunden. Ich kann mich an Gespräche im Hof des Druckereihauses Waldheim-Eberle in der Seidengasse erinnern. Dort traf ich Dr. Hugo Glaser, Arzt und Journalist, bis zum Ende Österreichs Chefredakteur des *Neuen Wiener Tagblatt*.

In der Seidengasse gingen sowjetische Offiziere ein und aus. Es waren Journalisten, die eine Tageszeitung vorbereiteten. Sie sollte *Österreichische Zeitung* heißen und im Auftrag der Roten Armee herausgegeben werden. Die versammelten Journalisten fragten sich, wozu eine *ÖZ*, da doch ein *Neues Österreich*, das Österreicher machen, genügen müßte?

Mein Freund Karl Hans Heinz befand sich ebenfalls unter den Redakteuren, die sich da versammelt hatten. Er war von Seiten der KPÖ als Chefredakteur-Stellvertreter nominiert worden. Chefredakteur sollte Ernst Fischer werden.

Viktor Matejka: *Widerstand ist Alles. Notizen eines Unorthodoxen*. Wien 1983, S. 154 f.

In diesen Tagen (Anfang April 1945 - Anm. d. Verf.) bildeten sich, eben aus dem Häuflein der überlebenden Zeitungslente, zwei Zentren des geistigen Widerstands. Das eine Zentrum war ein rein journalistisches und hatte seinen Sitz im Büro des Publizisten und Verlegers Hans Pittioni, I. Kohlmarkt II. Das andere war das politische Zentrum im Rathaus unter Führung von Dr. Adolf Schärf (...). Er überließ die publizistische Exekutive dem Berufsjournalisten Ernst Fischer (...).

Darum muß ich ausführlicher von dem journalistischen Zentrum auf dem Kohlmarkt sprechen. Dort wurde schon am 5. April ein Flugblatt vorbereitet, das durch die Widerstandsbewegung, die sich unter dem Sammelnamen O5 organisiert hatte, vertrieben werden sollte. Aber diese Aktion nahm ein tragisches Ende (...).

Hier ist wohl die Stelle, an der ich die Namen derjenigen einschalten muß, die sich auf dem Kohlmarkt versammelten und die wohl nicht als die materiellen Gründer, sicher aber die geistigen Väter der neuen österreichischen Publizistik gelten dürfen. Der alphabetischen Reihenfolge halber muß ich meinen Namen als ersten anführen, dann Fontana, Dr. Glaser, Doktor Haydn, Dr. Husinsky sen., Käiter, Karmel, Hofrat Kramer, Mauthe, Dr. Reiter, Hofrat Rollet, Konsul Urbas, Pittioni, Doktor Zohner (...).

Aus diesem journalistischen Kreis wurde die erste Redaktion des *Neuen Österreich* zusammengestellt - ohne diese Journalisten hätte das Blatt gar nicht entstehen können.

Paul Deutsch: *Eine historische Zeitungsgründung*. In: *Neues Österreich*, 24. 4. 1955.

Das *Neue Österreich*, der Titel, hat natürlich etwas Programmatisches gehabt. Das hat nicht geheißen, daß man sich völlig einig gewesen wäre darüber, wie dieses neue Österreich ausssehen sollte, aber man war sich immerhin im Grund genommen darüber einig, daß es ein neues Österreich sein sollte. Also doch ein gewisser Bruch mit den verschiedensten Aspekten der 1. Republik.

Ernst Wimmer im Gespräch mit dem Verfasser vom 24. Mai 1989.

Die redaktionelle Linie des *Neuen Österreich* - Notizen Ernst Fischers

Zeitung: *Neues Österreich*.

Herausgeber: Professor Arzt (Katholik), Paul Speiser (soz. Dem.), Ernst Fischer (Kom.), Czeja Generaldirektor der Ravag (bürgerlicher Demokrat), Paul Hörbiger (populärster Schauspieler von Wien), wenn möglich, noch ein Geistlicher.

Demokratisch - patriotische Grundhaltung. Ausdruck der Zusammenarbeit aller Volkskräfte und Weltanschauungen.

Wahrheitsgetreue nüchterne Information. Aufgaben und Möglichkeiten Österreichs.

Wie die Deutschen geherrscht und gehaust haben.

Österreichische Kultur und Geschichte.

Freundschaft der Sowjetunion und allen freiheitsliebenden Völkern.

Österreichische Kriegsgefangene in der SU.

Antifaschistische Literatur.

Kampf gegen faschistische Ideologie.

Nl. Ernst Fischer, Institut für Zeitgeschichte (IfZ) Wien, K. 126, M. I

Diskussion um die politische Haltung der *Arbeiter-Zeitung*

Parteiivorstandssitzung vom 23. August 1945

II. *Arbeiter-Zeitung*

Gen. Helmer regt an, daß das Herausgeber-Komiteé der *Arbeiter-Zeitung* baldigst zu einer Sitzung zusammengerufen werde. Gen. Scharf soll es übernehmen, das Herausgeber-Komiteé für Donnerstag, den 27. August, 9 Uhr zusammenzurufen.

Gen. Scharf bringt zur Kenntnis, daß in der Führung der *Arbeiter-Zeitung* ein latenter Kriegszustand herrscht, der nicht zum Wohle der Zeitung ausschlägt, wie man an der Zeitung selbst feststellen kann. Gen. Scharf gibt einen kurzen Überblick über die ihm zur Kenntnis gekommenen Mißstände und beantragt, daß nochmals festzustellen sei, daß Gen. Hubalek vom Parteivorstand als stellvertretender Chefredakteur und politischer Redakteur eingesetzt werde, daß ihm damit unbedingt das Mitspracherecht an der Gestaltung zugebilligt sei und in der Tat auch gewährt werden müsse. Gen. Scharf beantragt weiters, daß in der *Arbeiter-Zeitung* täglich Redaktionssitzungen zwischen Gen. Schneidmadl und Gen. Hubalek abgehalten werden müssen.

In der Diskussion werden folgende Punkte besonders herausgestellt:

Gen. Seitz ist der Meinung, daß es eine Gleichstellung zwischen Chefredakteur und stellvertretendem Chefredakteur doch nicht geben könnte. Er steht jedoch

auf dem Standpunkt, daß Redaktionskonferenzen zwischen dem Chefredakteur und dem politischen Redakteure eine unbedingte Notwendigkeit sind (...).

Gen. Krones bringt dem Parteivorstand die Meinung der Bezirke über die *Arbeiter-Zeitung* zur Kenntnis. Man ist mit dem Versuch, eine Kreuzung *Arbeiter-Zeitung* - *Kleines Blatt* zu schaffen, durchwegs unzufrieden. Es werden dadurch beide Interessengruppen unbefriedigt gelassen (...).

Antrag: Es wird beantragt, die Debatte über die Führung der *Arbeiter-Zeitung* Montag den 27. August, 15 Uhr abzuwickeln. Hierzu sollen die Gen. Schneidmadl und Hubalek eingeladen werden (...).

Parteivorstandssitzung vom 27. August 1945

I. Zeitungsfrage

Die Gen. Seitz und Speiser berichten über die am gleichen Tage stattgefundenen Sitzung des Herausgeber-Komiteés.

Es wird festgestellt, daß Gen. Schneidmadl, der zeitweilig provisorisch das Amt des Chefredakteurs der *Arbeiter-Zeitung* übernommen hat, dies nicht so ausfüllt, wie es notwendig wäre, da er zu wenig Zeit hat und andere wichtige Funktionen besetzt. Es muß unbedingt daran gedacht werden, einen Chefredakteur, der sich ganz dieser Aufgabe widmet, heranzuziehen. Es wurde hierbei von vornherein selbstverständlich an den Gen. Oscar Pollak gedacht, der sich brieflich mit der Übernahme der ihm angetragenen Funktionen auch bereits einverstanden erklärt und überdies wegen seiner Rückkehr telegraphiert hat; er wird baldigst nach Österreich einreisen können. Mit der Bestellung des gesamten Redaktionsstabes soll bis zur Ankunft des Gen. O. Pollak zugewartet werden. Bis dahin wird es Gen. Schneidmadl zur Pflicht gemacht, täglich Redaktions-Konferenzen mit den Hauptmitarbeitern des Blattes abzuhalten und ein freundschaftliches Verhältnis zu Gen. Hubalek herbeizuführen (...).

Gen. Schneidmadl bemerkt, daß hinter seinem Rücken ohne sein Beisein Sitzungen stattfinden, die sich mit der Zeitung beschäftigen. Eine große Zahl von Kritiken beruht auf Mißverständnisse(n) und auf Unkenntnis der Tatsachen, mit denen man heute bei der Leitung einer Redaktion rechnen muß. Auf vier Seiten kann man nicht viel rechnen (...).

Gen. Schneidmadl verweist ferner auf die großen Zensurschwierigkeiten. Über die Ernährungslage darf zum Beispiel überhaupt nichts erscheinen (...).

Gen. Böhm pflichtet Gen. Schneidmadl bei.

Gen. Speiser (...) tritt der Meinung des Gen. Schneidmadl, daß von Parteirichtung(en) oder Gruppen eine Kritik oder Polemik organisiert werde, entgegen (...).

Gen. Krones: Der Parteivorstands-Beschluß hat seinerzeit gelautet: "Wir machen eine Arbeiter-Zeitung,

Dies hat sich selbstverständlich nicht auf Format und den Titelkopf bezogen, sondern auf den Inhalt. Man kann jetzt nur feststellen, daß dieser Parteivorstands-Beschluß nicht eingehalten worden ist. Was wir vorliegen haben, ist eine Kreuzung zwischen *AZ* und *Kleinem Blatt*. Dies erzeugt eine schwankende Haltung der Zeitung und befriedigt niemanden; weder die *AZ*-, noch die *Kleines-Blatt*-Liebhhaber (...). Die *AZ* bringt weniger Außenpolitik als das *Kleine Volksblatt* (d. i. das Zentralorgan der ÖVP, Anm. d. Verf.) Die Haltung in der Nazifrage erregt allgemeinen Anstoß (...)."

Gen. Popp stellt fest, daß sich die *Arbeiter-Zeitung*-Debatte um zwei Punkte dreht. 1. die politische Linie der *Arbeiter-Zeitung*, 2. die Qualifizierung der Mitarbeiter (...). Gen. Popp ist der Meinung, daß überhaupt zu viel diskutiert und zu wenig gearbeitet wird, im Rahmen der Wiener Organisation: "Man täte besser daran, sich mehr darum zu kümmern, daß die Organisation aufgebaut wird (...)."

Gen. Proft: "Es ist scheinbar unsere General-Tendenz, so wenig wie möglich zu sagen, ständig Rücksicht zu nehmen auf die anderen Parteien und diese Generallinie kommt in der *AZ* zum Ausdruck. Verschiedene Auffassungen hat es in der Partei immer gegeben und wird es immer geben." In der *AZ* fehlt zur Zeit das Gegengewicht. Sie gibt der Hoffnung Ausdruck, daß auch dies anders werde, wenn der Gen. Oscar Pollak zurückkommt (...).

Gen. Strasser stellt fest, daß das allgemeine Bild der *Arbeiter-Zeitung* nicht sozialistisch ist. Darüber komme man nicht hinweg und dies müßte geändert werden: "Wir brauchen nicht Abschriften aus dem bürgerlichen Gesetzbuch, sondern lebendige (...) (in der Kopie unleserlich, Anm. d. Verf.) und packende Aufsätze, (...)."

Antrag: Gen. Schärf faßt nochmals die Beschlüsse des Herausgeber-Komiteés zusammen, die dahin lauten, daß Gen. O. Pollak raschest nach Wien berufen werden solle und daß ihm sodann sofort die Redaktion der *Arbeiter-Zeitung* angeboten wird. Bis dahin soll der gesamte Redaktionsstab als Provisorium weitergeführt werden (...). Gen. Schneidmadl soll (...) sich mit Gen. Hubalek in ein freundschaftliches Verhältnis setzen (...).

Beschluß: "Der Beschluß des Herausgeber-Komiteés wird einstimmig bewilligt."

(...)

Gen. Widmayer (...) bespricht in diesem Zusammenhang die Aufteilung der *Arbeiter-Zeitung*: "Es ist heute die Möglichkeit gegeben mit der *AZ* auf dem flachen Lande vorzudringen, in Orte, wo wir niemals mit unserem Organ untergekommen sind (...)." (Er) appelliert daher an die Wiener Org(anisation) zu Gunsten Niederösterreichs ein Opfer zu bringen und Niederösterreich höher zu dotieren.

Antrag: Gen. Hackenberg stellt fest, daß von den 100.000 Exemplaren Wien 70.000 und die Provinz 30.000 erhält. Die Wiener Auflage wird zwischen Partei-Vertrieb und Trafiken-Vertrieb geteilt. Gen. Hak-

kenberg regt an, über die Zeit der Wahlen, den Trafik-Verkauf einzustellen, oder doch weitestgehend einzuschränken und auf diese Kosten die Provinz besser zu versorgen.

Beschluß: Angenommen.

Oscar Pollak kehrt zurück

Partei Vorstandssitzung vom 20. September 1945

Gen. Pollak (...) bittet um Zustimmung, daß er als Chefredakteur dem Herausgeber-Komitee Vorschläge für die Umbildung des Redaktionsstabes machen kann. Er wird dabei einen Grundsatz strikte anwenden, daß niemand, der in den Jahren 1934-45 für eine schwarze oder braune Zeitung tätig gewesen ist, in unserem Blatt weiterarbeiten kann.

Der Parteivorstand erhebt dagegen keine Einwendung, somit ist der Vorschlag genehmigt.

Am 19. September 1945 kehrte (AZ-) Chefredakteur Dr. Oscar Pollak aus der englischen Emigration nach Wien zurück. Er war der einzige unter den emigrierten Funktionären der Sozialdemokratie, der vom Parteivorstand eingeladen wurde, seine frühere Funktion wieder zu übernehmen. Ich hatte ihn abgeholt und brachte ihn unverzüglich in die Wienzeile. Stumm betrat er mit verhaltener Erregung sein einstiges Arbeitszimmer.

Alois Piperger: *Zu meiner Zeit.
Ein Leben im Spiegel unseres Jahrhunderts.*
Wien 1988, S. 313.

Oscar Pollaks Haltung zum *Neuen Österreich*

Partei Vorstandssitzung vom 16. Oktober 1945

III. *Neues Österreich*

Gen. Pollak weist darauf hin, daß der derzeitige Zustand im *Neuen Österreich* unhaltbar ist.

Das Blatt erscheint in der Öffentlichkeit als Organ der drei demokratischen Parteien. Es besteht ein Herausgeber-Komitee, in welchem Gen. Speiser als Vertreter der SPÖ erscheint, das jedoch niemals funktioniert hat.

Durch die Gründung der Verlags Ges.m.b.H. befindet sich das Blatt in der Hand eines Ministers und verschiedener Redakteure.

Gen. Pollak ist der Meinung, daß dies der Beginn des ersten großen Korruptionsskandals der Zweiten Österreichischen Republik ist und daß wir uns sofort dieser Sache annehmen müßten.

Antrag: Gen. Pollak beantragt, an den weiteren Verhandlungen mit den Verantwortlichen des *Neuen Österreichs* einen Genossen zu entsenden mit der strikten Weisung: nicht nachzugeben.

Gen. Helmer berichtet über vorhergegangene Verhandlungen und Besprechungen, ruft in Erinnerung, "daß auch wir zur Teilnahme an der Verlags Ges.m.b.H. eingeladen wurden, das jedoch von uns abgelehnt worden ist (...)"

Unabhängig von den Besprechungen, die Gen. Pollak jetzt geführt hat, hat Helmer in der Zwischenzeit

Fischer gegenüber zum Ausdruck gebracht, daß die SPÖ nun bereit sei, unter der Voraussetzung, daß die alte Gesellschaft liquidiert wird und daß ein neues sauberes Verhältnis geschaffen wird (...).

Fischer hat es übernommen, für die nächste Sitzung ein Gutachten des Dr. (Johann) Dostal zu beschaffen, wie die Ges.m.b.H. entweder neu gebildet oder umgestaltet werden könnte.

Antrag: Gen. Helmer beantragt, die nächste Sitzung mit Fischer abzuwarten. Er selbst wird dann dem Parteivorstand über den Stand der Angelegenheit neuerlich berichten. Erst danach sollen Entscheidungen fallen.

Beschluß: Der Antrag des Gen. Helmer wird angenommen, womit sich auch Gen. Pollak einverstanden erklärt, sodaß eine Abstimmung über diesen Antrag überflüssig ist. In der Diskussion wird weiters zum Ausdruck gebracht, daß wir grundsätzlich für die Liquidierung der Zeitung *Neues Österreich* eintreten müßten (...).

Partei Vorstandssitzung vom 12. September 1945

Gen. Helmer berichtet, daß die Umorganisation bei der Zeitung *Neues Österreich* unmittelbar bevorsteht. Die neue Gesellschaft soll noch vor den Wahlen gebildet werden.

Der Vorschlag Fischers lautet wie folgt: die Gesellschaft wird aus den drei demokratischen Parteien gebildet. Jede Partei entsendet 3 Vertrauensmänner. Für die KPÖ: Gen. Fischer, Karl Hans Heinz und noch ein Vertreter. Für die ÖVP: Kerschbaum und noch zwei Vertreter. Für die SPÖ: Paul Deutsch, und noch zwei Vertreter. "Wir haben den Standpunkt eingenommen, daß Redakteure in der Zeitung nicht beteiligt sein sollen. Es hat eine gemeinsame Sitzung mit Gen. Renner stattgefunden, bei der folgender Vermittlungsvorschlag gemacht wurde: Jede der 3 demokratischen Parteien erhält einen Anteil von 25%. Dies ergibt 75%. Der Rest von 25% soll auf die Redakteure verteilt werden, jedoch mit der Bindung, daß keiner der Redakteure seinen Anteil veräußern darf (...)"

Als Gesellschafter der Firma *Neues Österreich*, Zeitungs- und Verlagsgesellschaft m.b.H. fungierten laut Gesellschaftsvertrag vom 18. Juli 1945 Ernst Fischer, Dr. Hugo Glaser, Karl Hans Heinz, Franz Karmel, Oskar Maurus Fontana, Paul Deutsch, Verlagsdirektor Emil Fuchs sowie der Rechtsanwalt der KPÖ, Dr. Johann Dostal.

Die Umbildung der Gesellschaft durch Beteiligung von Mandataren der drei Parteien bei Ausscheiden der übrigen Gesellschafter erfolgte im Zuge einer außerordentlichen Generalversammlung am 15. März 1947.

Pollaks Analyse zum Abschied (1961)

Die Partei im Übergang

Partei und Parteipresse hängen aufs engste zusammen: Die Parteizeitung war das Organ, das Sprachrohr der Gesinnung, die auch die Grundlage, das Gemeinsame und das Einigende einer Partei war (...).

Aber jede Partei, ausnahmslos, unterliegt der Entwicklung. Die Spätform der Partei ist eine Sache der Berufspolitiker, der Manager, von der die Anhänger etwas erwarten, nämlich die Berücksichtigung und Förderung ihrer Interessen (...).

Die Sozialistische Partei macht von dieser Entwicklung nur insoweit eine Ausnahme, als sie jünger ist (...).

Dennoch ist auch bei ihr der Übergang unverkennbar (...).

So ist es klar, daß in der Partei, die sich im Übergang (...) befindet, der Sektionsabend und die Mitgliederversammlung mit Vortrag nicht mehr die Bedeutung haben können wie früher (...).

Das Problem der Parteizeitung

In diesem Wandlungsprozeß der Partei bildet die Parteizeitung ein eigenartiges Element. Da sie, Urbild der Meinungspressen, (...) zu bewahren sucht, bildet sie gewissermaßen ein Gegengewicht gegen den Übergang von der Gesinnung zur bloßen Interessenvertretung (...).

Gesinnung ist konsequent und beständig; Tagespolitik kann es nicht immer sein.

Sie, die Tagespolitik, braucht heute einen Angriff gegen einen Minister, den man morgen (...) loben wird.

So etwas fällt der Boulevardpresse leicht (...).

Diese größere Verantwortung der Parteipresse ist zweifellos ein Hemmnis. Daher gerät die Tagespolitik immer mehr in Versuchung, für das, was sie braucht, die falsche Alarmanmeldung, die gezielte Indiskretion, den witzelnden Angriff (...), ein anderes Medium (...) zu finden.

Sie sucht und findet die verantwortungslose Presse. So gelangt die Politik der Partei (...) an den Punkt, wo ihr die eigene Parteizeitung nicht mehr genügt. Die Pressepolitik der Partei geht über die Parteipresse hinaus (...). Sie will auf andere Zeitungen, gute oder schlechte, Einfluß gewinnen (...).

Oscar Pollak: *Zeitung, Gesinnung und Geschäft.*
In: *Die Zukunft*, Heft 8/1961.

Arbeiter-Zeitung 1970 - Diagnose eines unheilbar Kranken?

Unabhängig davon, ob sich eine Zeitung mehr dem Boulevard oder der Politik widmet, kann man die Arbeit einer Redaktion daran messen, wie interessant ihr Produkt ist. Interessant ist eine Zeitung dann, wenn sie Informationen bringt, die man nirgendwo anders bekommen kann; wenn sie Einfälle hat, die von der alltäglichen Routine abweichen (...).

Obwohl die AZ früher eine weit höhere Auflage hatte als heute, war sie (...) objektiv betrachtet, nie viel besser als heute (...).

Was hat die AZ in den letzten Jahren verloren?

Sie hat vor allem Redakteure verloren. Allein seit Beginn der sechziger Jahre verlor die AZ Pollak, Hannak und Kreuzer, Martin Maier, Kahl, Gehmacher, Lingens, Riedler, Fritz, Pfützner, Magaziner und viele andere. Die meisten waren unersetzlich (...).

Die AZ, von Austerlitz, Pollak und Kreuzer sehr autokratisch gelenkt, ist traditionell eine Diktatur gewesen. Das hatte Vorteile, weil sie wie eine Klaviatur gespielt werden konnte; es hatte Nachteile, weil persönliche Initiative der einzelnen Redakteure oft gehemmt wurde (...). Die große innere Inaktivität der Redaktion ist zum Teil darauf zurückzuführen, daß viele originell schöpferische Schreiber abwanderten (...).

Die AZ ist heute in hohem Maße eine außengelente Zeitung (...). Und zwar nicht deshalb, weil sie politisch streng ausgerichtet ist (...), sondern weil sie in zunehmendem Maße zum Amtsblatt eines Parteiapparates geworden ist (...).

Die sogenannten unabhängigen bürgerlichen Zeitungen bringen die Innenpolitik (...) interessanter. Erstens lassen sie die meisten Reden und Versammlungsberichte weg; (...) zweitens können sie durch Analysen, Voraussagen und Enthüllungen glänzen, wo die AZ das nicht kann.

Die Innenpolitik konnte in der AZ noch packend sein, als die Partei das ganze Establishment und die Gesellschaftsordnung angriff; heute, da sie selbst mitverwaltet, sind der AZ nur noch stolze, aber fade Rechenschaftsberichte oder "Wadelheißereien" geblieben.

Die AZ hat eine ganze Reihe von Personen und Institutionen (...), die nicht anders als mit Verehrung genannt werden müssen (...).

Demgegenüber hat die bürgerliche Presse kaum solche Rücksichten zu nehmen. Das ist journalistisch viel interessanter (...).

In der freien, sozusagen nach kapitalistischen Unternehmergrundsätzen geführten Redaktion weht der kalte Wind der Konkurrenz (...). Demgegenüber herrscht in der sozialistischen Redaktion das Klima der Sozialversicherung.

Schon aus dem bisher Gesagten geht hervor, daß Partei und Journalismus im Zeitalter der etablierten Arbeiterbewegung keine sehr glückliche Ehe miteinander eingehen können. Das ist keine bloß österreichische Erscheinung; in ganz Europa gedeiht kein sozialistisches Parteiblatt.

Sozialistische Verlagsführung hat in den letzten Jahren die *Welt am Abend*, die *Welt am Montag*, die *Weltpresse*, die *Bilderwoche*, *Funk* und *Film* vernichtet und nun auch noch die *AZ*, das *Kleine Blatt* und den *Expreß* an den Rand des Untergang gebracht. Und trotzdem konnte sich die Partei nie mit dem Gedanken an ein unabhängiges, nur befreundetes und mit Experten besetztes Verlagshaus (die Gruppe Molden-Bacher war einmal sehr nahe daran) anzufreunden.

Der Hauptgrund: Die Partei fordert von ihren Publikationen die totale Liebe. Den totalen Respekt für Rathaus, ÖGB und Löwelstraße (...).

Die Parteifunktionäre haben bei alledem immer gehaut, daß die "unabhängigen" Journalisten irgendein Geheimnis besaßen, das die Redakteure des "Vorwärts" nicht hatten (...).

Aber ihr Geheimnis bestand darin, daß sie nicht im "Vorwärts" arbeiteten.

Vertrauliches Reformpapier eines AZ-Redakteurs, ca. 1970.

 SOZIAL WISSENSCHAFTLICHE DOKUMENTATION	 SOZIAL WISSENSCHAFTLICHE STUDIENBIBLIOTHEK
~ 2,5 Mio. Zeitungs- und Zeitschriftenartikel aus 100 Jahren nach Sachgebieten gesammelt & geordnet leicht und sofort zugänglich	260.000 Bücher und über 1100 Fachzeitschriften und Tageszeitungen warten auf Sie!
SOWIDOK-Datenbank: 600.000 Literaturhinweise ab 1980 gespeichert, abfragbar über die Informationsvermittlungsstellen der Nationalbibliothek, der Bibliotheken der WU-Wien und der Universitäten Wien, Graz, Linz, Salzburg und Innsbruck	Autorenkatalog Schlagwortkatalog EDV-Recherchen Mikro-Lesegeräte Münz-Kopierer
Aktuelle Information zu den Sachgebieten: Wirtschaft - Politik - Gesellschaft Sozialpolitik - Arbeitswelt - Arbeiterbewegung Bildung - Kultur - Geschichte Umweltp Probleme - Konsumentenschutz - Recht	
Sozialwissenschaftliche Dokumentation der Kammer für Arbeiter und Angestellte für Wien 1040 Wien, Prinz-Eugen-Straße 20-22 Tel. 501 65/2393 Mo-Fr 8-16 Uhr	Sozialwissenschaftliche Studienbibliothek der Kammer für Arbeiter und Angestellte für Wien 1040 Wien, Prinz-Eugen-Straße 20-22 Tel. 501 65/2452 Auskunft 2352 Lesesaal Mo-Fr 13-19.30 Uhr Sa 9-12 Uhr

BRIGITTE LICHTENBERGER-FENZ

“Fraueninteressen im Lichte der neuen Zeit besprechen”

Über Kontinuitäten und Brüche weiblicher Rollenzuschreibungen von der Ersten Republik zum Ständestaat am Beispiel der bürgerlichen Frauenzeitschrift *Frau und Mutter*

Gewalt und Terror, Brutalität, Rasanz und Effektivität, das waren 1938 die Mittel der nationalsozialistischen Machtübernahme, mit deren Hilfe alle gesellschaftlichen Bereiche in kürzester Zeit gleichgeschaltet wurden. Die Inszenierung und Demonstration von Macht und ihrer neuen Herren war lückenlos. Beteuerungen Damaliger, nicht dabei gewesen zu sein, nichts gewußt und geschen zu haben, wirken befremdlich - kennen wir doch, wenn auch nur im nachhinein, mit historischer Distanz, den totalitären, allumfassenden nationalsozialistischen Herrschaftsmechanismus. Aber - während in den Tageszeitungen der Jubel über die “Heimkehr ins Reich” ausbrach, blieb die Frauenwelt davon vorerst unberührt: So wird etwa in der gutbürgerlichen Frauenzeitschrift *Frau und Mutter* die veränderte politische Situation mit keinem Wort erwähnt. Die Wirklichkeit findet nicht statt, sie bleibt ausgeblendet.

Ich stieß auf dieses Phänomen bei meiner Arbeit zu einer Studie über das nationalsozialistische Frauenbild. Es frappierte mich. Auch wenn ich eine Erklärung schnell bei der Hand hatte:

Das in den dreißiger Jahren in Österreich propagierte Frauenbild unterschied sich nur graduell von jenem im Dritten Reich. Hier wie dort wurde ein biologistisches Frauenbild entworfen, das die ‘naturegegebene’ Bestimmung der Frau als Hausfrau und Mutter als zentralen Inhalt vermittelte. Hier wie dort sollten die Frauen angesichts von Wirtschaftskrise und Arbeitslosigkeit vom Arbeitsmarkt verdrängt und an den häuslichen Herd zurückbeordert werden. Hier christlich, dort deutsch, hier christlich-deutsch, dort deutsch-ansich.¹

Ist das wirklich so einfach? Ganz falsch ist es ja nicht: Kontinuität wie gleiche Grundlagen sind offensichtlich, ebenso das Ausblenden der Wirklichkeit und die Vorgaukelung von Normalität. Nur - wann war dann ein Bruch, ein Umbruch? Oder ist das konservativ-bürgerliche Frauenbild, auf dem der Nationalsozialismus

aufbaute, in unseren Breiten das einzige, das es je gab? Da lande ich aber beinahe schon beim Begriff des “Naturgegebenen”, also in des Teufels Küche. Jedenfalls: Am Himmel der alltäglichen Geschlechterideologien scheint die große Welt der Politik spurlos vorüberzugehen.

Ich habe mich daher auf Spurensuche begeben und bin exemplarisch in der bürgerlich-kleinbürgerlichen Frauenzeitschrift *Frau und Mutter*² ab 1926, ihrem erstmaligen Wieder-Erscheinen nach dem Ersten Weltkrieg, allen Veränderungen und Nuancen im dort präsentierten Frauenbild nachgegangen.

Ausgangspunkt der Untersuchung ist somit die Erste Republik, die den Frauen Veränderungen, wenn nicht gar Umbrüche in politischer, sozialer und wirtschaftlicher Hinsicht brachte. Die Eroberung bürgerlicher Rechte - aktives und passives Wahlrecht, Vereins- und Versammlungsfreiheit, freier Zugang zu allen Universitätsfakultäten, Aufhebung des Zölibats für die meisten Beamtinnen - ging Hand in Hand mit sozialen Umwälzungen. Die selbstzufriedene patriarchalische Welt des oberen und mittleren Bürgertums mit seinem satten Wohlleben und einer sowohl repräsentativen wie repräsentierenden Frau des Hauses samt Diensthöfen hatte aufgehört zu existieren. Frauen von verarmten Beamten und Offizieren bildeten einen Teil jener, die aus Not gezwungen waren, einem Erwerb nachzugehen. Sie strömten ins Gewerbe, in die Industrie, ins Bankwesen. Viele fanden in der Heimarbeit der Stickerei und Strickwarenerzeugung einen Haupt- oder Nebenerwerb. Diensthöfen waren Mangelware und wurden zum Privileg der Oberschicht, fielen doch die tschechischen, ungarischen und slowakischen Landmädchen, die nach Wien gegangen waren und hier zur Zeit der Monarchie das Hauptkontingent weiblicher Diensthöfen gestellt hatten, nach Kriegsende aus. Vor allem in Wien stieg der Frauenanteil an den Berufstätigen bis 1934 konstant an. Gleichzeitig stellten sie jedoch die industrielle Reservearmee par excellence dar. Ihr Anteil am Arbeitsmarkt schwankte im Takt mit dem Wirtschaftszyklus: Anstiegen und verstärkter Zustrom in neu erschlossene und neu entstehende Berufe bis circa 1923, danach Rückkehr in ihre “ursprünglichen” Berufe beziehungsweise Heimarbeit, Abbau in der Krise des Jahres 1925/26, Aufschwung ab 1927 und Stillstand der Frauennarbeit ab 1928.³ Im Zusammenhang mit der Wirtschaftskrise ab 1929 gewannen jene Kräfte, die sich gegen die Frauennarbeit wandten, wieder Auftrieb, das heißt die Wirtschaftskrise sollte mit Hilfe und auf dem Rücken der Frauen gemästert werden.

¹ Brigitte Lichtenberger-Fenz: “Wichtig ist nur, daß sie immer und überall ihre Pflicht erfüllt...” Zum nationalsozialistischen Frauenbild im Spiegel einer österreichischen Frauenzeitschrift. In: Oliver Rathkolb/ Wolfgang Duchkowitz/Fritz Hausjell (Hrsg.): *Die veruntreute Wahrheit. Hitlers Propagandisten in Österreich* 38. Salzburg 1988, 205.

² *Frau und Mutter (FuM)* ist eine bürgerlich-liberale Frauenzeitschrift, die von 1912 bis 1967 in Wien herausgegeben wurde. Nicht erschienen ist sie lediglich in den Jahren 1919 bis 1925 und - kriegsbedingt - 1944 bis Juni 1945.

³ Siehe dazu ausführlich: Edith Rigler: *Frauenleitbild und Frauennarbeit in Österreich vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkrieg*. Wien 1976.

Die Wege und Mittel, Frauenarbeit auf eine variable und kalkulierbare, aber auf jeden Fall unbedeutende Größe zu reduzieren, waren vielfältig. Sie reichten von nur für Frauen bestimmten Kürzungen und Streichungen von Arbeitslosen- und Notstandsunterstützungen⁴ bis zu Versuchen, den weiblichen Arbeitsmarkt so zu kanalisieren, daß ein Konkurrenzkampf zwischen männlichen und weiblichen Arbeitslosen von vornherein zugunsten der Männer entschieden wurde, das hieß konkret, die berufstätigen Frauen der Haus- oder Landwirtschaft zuzuführen. Als "Teillösung" gegen die Arbeitslosigkeit wurde von der Bundesregierung die Verordnung über das "Doppelverdienertum" vom 15. Dezember 1933, mit Wirkung ab Ende Februar 1934, beschlossen. Verheiratete Frauen im Bundesdienst, deren Ehegatten ebenfalls beim Bund beschäftigt waren und einen monatlichen Bruttobezug von mehr als 340 S hatte, sollten "abgebaut" werden. Ebenso galt die Verchelichung einer bis dahin ledigen Frau als Kündigungsgrund. Was nichts weiter hieß, als daß Beamtinnen künftig zum "Zölibat" gezwungen waren oder bei der Eheschließung ihren Beruf aufgeben mußten. Soweit der Hintergrund für die Zeitungslektüre.

"Glücksgefühl" der Berufstätigkeit

1926, der Beginn unseres Streifzuges durch die bürgerliche Frauenwelt: Wir stoßen auf eine Aufbruchsstimmung, die den Frauen die Welt voll von ungeahnten und unerprobten Möglichkeiten erscheinen lassen mußte. Die neue wirtschaftliche Selbständigkeit der Frauen wurde, auch wenn es sich um eine erzwungene handeln sollte, wie immer wieder betont wurde, positiv, als eine Erweiterung der Interessen⁵ gesehen: "Das reiche, große, schöne Leben steht ihnen offen, sie können sich auf allen Gebieten, die ihrer Eigenart zusagen, betätigen."⁶ Die "moderne Frau", sie soll ein "geistig reifes, selbständiges und selbsttätiges Wesen"⁷ sein, das ein "Recht zur Bildung" besitzt und sich um "selbständige Weiterbildung" bemüht.⁸ "Jetzt ist keine Zeit mehr", ruft die Akademikerin Dr. Else Volk-Friedland ihren Geschlechtsgenossinnen zu, "um den Weihnachtstebkuchen selbst zu verfertigen, Decken zu sticken und alle Polstermöbel mit ihnen zu verunzieren und den Kasten

mit diesen Überflüssigkeiten vollzustopfen."¹⁰ Diese traditionellen Aufgaben der Frauen, dem Mann ein "gemütliches Heim" zu bereiten und die Kinder zu "guten Menschen" zu erziehen - sie werden 1927 als "Phrasen" bezeichnet, "mit denen man die Frauen abspeiste, um sie vor Arbeiten am öffentlichen Leben fernzuhalten"¹¹. Für die Mädchen wird eine gründliche Fachbildung und Berufsausbildung empfohlen als Sicherheit für die Zukunft, ob mit oder ohne Ehemann. Denn nur der Beruf bilde eine feste Grundlage für den Aufbau eines eigenen Lebens. "Nichts ist drückender als eine ökonomische Abhängigkeit. Sie hemmt und hindert die Entwicklung der Persönlichkeit."¹² Auch in der Ehe bleibe die Ausübung eines Berufes immer noch die empfehlenswertere und menschlich würdigere Lebensform, sie verhindere die ökonomische Abhängigkeit vom Mann.¹³ Gelegentlich wurden der Berufstätigkeit fast so etwas wie Zauberkräfte zugesprochen, als Allheilmittel gegen Probleme aller Art: Schon das Schulkind habe für die erwerbende Mutter tiefere Achtung, größere Verehrung als für die bloß verwaltende Frau, ihre Stellung im Hause ist eine freiere, sie ist dem Manne ebenbürtig, eine neue Art von Glücksgefühl entstehe.¹⁴

Bei einer unter den Leserinnen der *Frau und Mutter* veranstalteten Umfrage, ob ein Beruf die Frauen glücklicher mache, überwogen nach Angaben der Redaktion jene Stimmen, die den Beruf für eine "Erhöhung der Frau" hielten: Er eröffne den Frauen neue Lebensmöglichkeiten, entziehe sie der unbeschränkten Herrschaft des Mannes, öffne ihnen eine Tür ins Freie, helfe ihnen, ihre Fähigkeiten zu entwickeln und ihr Leben freudiger, farbiger, leichter zu gestalten. Freilich müsse es sich um einen Beruf handeln, zu dem man Lust und Freude empfinde und für den man seine ganze Kraft und Energie einsetze.¹⁵ Ein derart ausgeübter Beruf "gibt tiefe Befriedigung und ist die Grundlage für das seelische Gleichgewicht".¹⁶

Die Berufe, die den Mädchen und Frauen ans Herz gelegt wurden, bewegten sich allerdings im traditionellen Rahmen. Mädchen sollten jene Berufe vorziehen,

¹⁰ Dr. Else Volk-Friedland: *Die Frau im Beruf und im Haushalt*. In: *FuM*, Nr. 5, Mai 1927.

¹¹ *Rundfrage: Macht ein Beruf die Frauen glücklicher?* In: *FuM*, Nr. 1, Jänner 1927.

¹² Lia Lazansky: *Was sollen unsere Kinder werden?* In: *FuM*, Nr. 2, April 1926; dies.: *Etwas über Frauenberufe*. In: *FuM*, Nr. 8, August 1928; dies.: *Die Berufswahl unserer Töchter*. In: *FuM*, Nr. 6, Juni 1930.

¹³ Helene Brings: *Sollen Mütter beruflich tätig sein?* In: *FuM*, Nr. 7, Juli 1928; Lia Lazansky: *Ich komme mit dem Wirtschaftsgelde nicht aus!* In: *FuM*, Nr. 10, Oktober 1928.

¹⁴ Siehe vor allem: Dr. Else Volk-Friedland: *Das Seelenleben der modernen Frau*. In: *FuM*, Nr. 7, Juli 1928; Helene Brings: *Sollen Mütter beruflich tätig sein?* In: *FuM*, Nr. 7, Juli 1928.

¹⁵ *Rundfrage: Macht ein Beruf die Frauen glücklicher?* In: *FuM*, Nr. 1, Jänner 1927 und Nr. 2, Februar 1927.

¹⁶ Helene Brings: *Berufswahl*. In: *FuM*, Nr. 7, Juli 1927.

⁴ Siehe Ema Appelt: *Von Ladenmädchen, Schreibfräulein und Gouvernanten. Die weiblichen Angestellten Wiens zwischen 1900 und 1934*. Wien 1985.

⁵ Vgl. Rigler, *Frauentleibbild*, 149 f.

⁶ N. N.: *An unsere Leserinnen*. In: *FuM*, Nr. 1, März 1926.

⁷ N. N.: *Müttertag*. In: *FuM*, Nr. 2, April 1926.

⁸ Johanna Friedjung: *Die Geste der modernen Frau*. In: *FuM*, Nr. 8, August 1927.

⁹ Marie Heider: *Die Frau und ihre geistige Nahrung*. In: *FuM*, Nr. 7, September 1926, 8; *Schwächen der Weiblichkeit*. In: *FuM*, Nr. 8, August 1927; Friedjung, *Die Geste der modernen Frau*, ebd.

“die eine Art Vorbereitung für ihren Hauptberuf als Frau und Mutter beinhalten, also Kinderpflege und Erziehung, Haushaltsführung, Krankenpflege.”¹⁷ Auch nicht ganz außer acht zu lassen wäre bei der Berufswahl die Frage der Heiratsmöglichkeiten, denn, so weiß die Autorin Lia Lazansky, geistige Arbeiterinnen seien am Heiratsmarkt weniger begehrt.¹⁸ Für verheiratete, einen Haushalt führende Frauen käme eine soziale, wie etwa die Fürsorgerätigkeit in Frage, zum Beispiel die Mitwirkung bei Wohltätigkeitsaktionen oder die Beratung und Mithilfe in Kindererziehung, in Jugendberatungsstellen und Waisenhäusern. Von einer Ganztagsbeschäftigung wird allerdings entschieden abgeraten¹⁹ - wenn auch gleichzeitig die Frage, ob sich Ehe, Mutterschaft und Berufsarbeit verbinden lassen, durchgehend bejaht wurde. Schließlich hätten schon Tausende von Frauen, wie Helene Brings richtig bemerkt, diese Frage seit jeher praktisch bejaht, ohne sich theoretisch damit auseinander zu setzen; man denke nur an die Bäuerin, Fabrikarbeiterin, Bedienerin oder Wäscherin.²⁰ Das geläufige Motto dazu: Wenn man will, geht alles.

Denn eines darf man bei dieser fast euphorisch anmutenden Empfehlung von weiblicher Berufstätigkeit nie vergessen: Egal, welchen Beruf sie ergreifen und ganz egal aus welchen Gründen, eine andere Tätigkeit bleibt immer zentral und “natürliche Pflicht”: ihre Arbeit als Hausfrau und Mutter. Wir erinnern uns: bei der Berufstätigkeit war ja immer auch nur von einer “Erweiterung” der Interessen die Rede, davon, daß die Frau heute “nicht mehr nur” im Hauswesen lebe. Im Nachsatz kam dann die Einschränkung, wie: “ihren natürlichen Pflichten eingedenk”, “dabei pflichttreu”.

Damit sind wir bei jenem Angel- und Drehpunkt, jener Konstante weiblicher Existenzbedingungen angelangt, um den die Variablen kreisen. Hier die Hausarbeit, die Sorge für Heim, Mann, Kind, dort die Berufstätigkeit außer Haus, die Teilnahme am öffentlichen Leben, die wiederum am langen Gängelband - gefertigt aus bestem, hochelastischem Material, reiß- und schleuderfest - der Wirtschaft hängt.

1929 zeichnet sich die Wende ab. Die “Wiedergeburt der Frau und Mutter” wird vorbereitet. Ein Nein der Vermännlichung - die ein Jahr später dann als “Sünde an der Natur” bezeichnet wird - und Kampf gegen den Mißbrauch der Freiheit, ein Ja einem zufriedenen Heim mit einem geliebten Gatten und Kindern und statt dem unfruchtbaren Chaos ungezügelter Lebenslust eine verdedelte, durch innere Freiheit erhöhte Weiblichkeit und

glückliche Mutterschaft.²¹ “Von nun an”, heißt es zum Muttertag 1929, “wachse die Einsicht, die Wertschätzung der Mütter, der Mütterlichkeit überhaupt, von Tag zu Tag.”²² Weiblichkeit und Mütterlichkeit allein gebe den Frauen ungeahnte Machtmöglichkeiten in die Hand. Nur ein Bekenntnis zum Frauentum und der gelebte Beweis, daß sie gleichwertige, wenn auch nicht gleichartige Menschen sind, eröffne ihnen den Weg zu einer “Kulturmacht mit unbegrenzten Möglichkeiten”. Nicht zu vergessen jene Macht der Frau, die ihr durch ihre Fähigkeit, als treibende Kraft des Mannes zu wirken, eigen ist.²³ Gleichzeitig läßt sich eine bewußte Wiederbelebung traditioneller (Haus-) Frauentugenden wie Opferfreude und Sparsamkeit feststellen.

Vorwärts zurück

1931: “Wir kehren nach kurzem Irrwege zur Weiblichkeit zurück.” Die ideologische Wende ist vollzogen. Programmatisch heißt es dazu in einem Leitartikel im Jänner 1931:

Die neue Frau von 1931: Sie übt Berufe aus und kann deshalb auf eine Morgengabe verzichten, sie versteht den modernen Haushalt gründlich.(...) Sie liebt wieder Kinder. (...) Die Arbeit, die erschte und geliebte Arbeit (...) lehrt sie die Ruhe des eigenen Heimes schätzen, die Söhne und Töchter bei aller Individualisierung zu herzlicher Gemeinschaft zu erziehen, dem Mann, der sie zu würdigen weiß, eine treue Gefährtin zu bleiben und in ihrer Ausgeglichenheit und lächelnden Ruhe die Zuneigung und Bewunderung aller zu erringen.(...) Man merkt ihr ihre Arbeitslast nicht an. Diese Frau mit dem großen Können und starken Willen, mit dem klugen Kopfe und der heißen Seele bleibt immer jung, schön ohne Künstelei und wird überall an der Seite des Mannes stehen, fest auf dem eigenen Werte fußend.

Schritt für Schritt werden nun den Frauen die “ur-eigensten Werte und Aufgabenbereiche”, und zwar als ausschließliche Zuständigkeitsbereiche, wieder nahegelegt und schmackhaft gemacht. Wie in einer gut ausgelegten Werbekampagne.²⁴

Gut verpackt in Schmeicheleien und Lobpreisungen wird die unangenehme Wahrheit häppchenweise verabreicht. “Die Frau”, schwelgt zu Beginn des Jahres 1932 ein Dr. E. Stranik, “die so herrlich bewiesen hat, daß sie in Zeiten der Not auch einen Teil der Pflichten des Mannes zu übernehmen vermag, wird auch in Zukunft stets das Richtige treffen”. Um dann fortzufahren:

Sie, die ja heute bereits berufen ist, aktiv und passiv an den höchsten Entscheidungen des Staates und Volkes teilzunehmen, wird auch in Zukunft nicht vergessen, welch eine ersittlichende Macht vom eigenen Herd, vom eigenen Heim ausgeht.²⁵

¹⁷ Lia Lazansky: *Was sollen unsere Kinder werden?* In: *FuM*, Nr. 2, April 1926.

¹⁸ Lia Lazansky: *In welchen Berufen gibt es auch Heiratsaussichten?* In: *FuM*, Nr. 7 Juli 1929.

¹⁹ Rundfrage: *Macht ein Beruf die Frauen glücklicher?* In: *FuM*, Nr. 1, Jänner 1927; Lia Lazansky: *Etwas über Frauenberufe*. In: *FuM*, Nr. 8, August 1928.

²⁰ Helene Brings: *Sollen Mütter beruflich tätig sein?* In: *FuM*, Nr. 7, Juli 1928.

²¹ Lia Lazansky: *Frauenrecht und Weiblichkeit*. In: *FuM*, Nr. 2, Februar 1929.

²² N.N.: *Zum Muttertage*. In: *FuM*, Nr. 5, Mai 1929.

²³ Siehe dazu: N. N.: *Die Frauen werden wieder weiblich*. In: *FuM*, Nr. 5, Mai 1930; Lia Lazansky: *Frauenmacht*. In: *FuM*, Nr. 4, April 1930; dies: *Frauenrecht und Weiblichkeit*. In: *FuM*, Nr. 2, Februar 1929.

²⁴ N. N.: “*Veritas*”. *Die Frau von 1931*. In: *FuM*, Nr. 1, Jänner 1931.

²⁵ Dr. E. Stranik: *Umgestaltung der Familienverhältnisse*. In: *FuM*, Nr. 1, Jänner 1932.

Die Stimmen für ein "Zurück-an-den-Herd" werden stärker und ausschließlicher. Im Laufe des Jahres 1932 mehren sich die eindeutigen Aussagen:

Das wichtigste Aufgabengebiet der Frau ist die Hauswirtschaft. Durch ihre Hände wird das schwer erarbeitete Geld ausgegeben. (...) Sie kann dem Wohle der Familie durch sinnreiche Gestaltung ihres Hauswesens oft besser dienen als durch geistlose, schlechtbezahlte Fronarbeit.²⁶

Und unter dem Titel *Zeitkrise und die Frauen* heißt es schließlich:

Die Frauen, die auch Mütter sind, sollten die Berufsarbeit aufgeben zugunsten ihrer Männer. Die Familienväter müßten dann erhöhte Löhne beziehen, um allein für ihr Haus zu sorgen. Aus den Mitteln, die für die Arbeitslosenunterstützung bereitstehen, könnte diese Überentlohnung fließen.²⁷

Hauswirtschaft statt Berufsarbeit, die Frau als Hausfrau und Mutter - damit ist der zentrale Bezugspunkt des Frauensideals für die nächsten Jahrzehnte vorläufig fixiert. Erneut fixiert. Wenn es Ende 1933 noch vorsichtig heißt: "Wir (...) nähern (...) uns wieder dem Ideal früherer Generationen, nach dem die Frau nur in der Pflege des Heimes, in der Aufzucht der Kinder Befriedigung finden kann und soll"²⁸, kann ein gutes Jahr später Elisabeth Merkel schon rückblickend fragen: "Wißt ihr noch, daß man vor gar nicht langer Zeit mit leichter Nichtachtung von jenen Frauen sprach, die 'nur Hausfrauen' waren?"²⁹

Berufstätigkeit wird nur mehr unverheirateten Frauen zugebilligt, Berufsausbildung hingegen allen Mädchen empfohlen. Wobei nunmehr betont wird, daß die Notwendigkeit der Erlernung eines weiblichen Berufes keineswegs einem Emanzipationsdrang entspringe, sondern dem reinen Selbsterhaltungstrieb, also eine Sicherung für eine Zukunft ohne Ehemann beziehungsweise eine Überbrückung der Wartezeit bis zur Heirat darstelle. Außerdem, so wird argumentiert, ersetzt ein erlernter Beruf oft nicht nur die Mitgift, sondern ist manchmal sogar wertvoller als ein Sparkassenbuch, denn so könne im Notfall die Frau die Familie erhalten oder dazuverdienen. Und zu guter letzt lehre er ihr auf jeden Fall den Ernst der Pflicht, der sie zum schwersten aller Berufe befähigt: zum Beruf der Hausfrau.³⁰ Bezeichnend ist, daß bei der Frage der Berufstätigkeit von bürgerlicher Seite eigentlich immer versucht wurde, diese auf eine hauswirtschaftliche Arbeit beziehungsweise Ausbildung einzuengen: Einerseits wurden Berufe, die mit der Hauswirtschaft direkt in Verbindung stehen, favorisiert, andererseits generell eine hauswirtschaftliche Ausbildung als Vorbereitung für die Ehe empfohlen. So hieß es schon 1926, daß für Mädchen jene Berufe vorzuziehen seien, "die eine Art Vorberei-

tung für ihren Hauptberuf als Frau und Mutter beinhalten, also Kinderpflege und Erziehung, Haushaltsführung, Krankenpflege."³¹ 1930 wurde dann schon eine hauswirtschaftliche Ausbildung für alle Mädchen in Form eines "Haushaltungsjahres", eingeschoben zwischen Schule und Berufsvorbereitung, vorgeschlagen.³² Da sich aber weder die Ausübung hauswirtschaftlicher Berufe noch ein obligatorisches "Haushaltungsjahr" zwangsweise vollstrecken ließen, wurden die Versuche, den Frauen die Liebe zur Hauswirtschaft und den Müttern die Pflicht, ihre Töchter zu Hausfrauen zu erziehen, einzubläuen, ab 1933 zentrales Anliegen der *Frau und Mutter*: "Erziehen wir daher unsere Töchter zu tüchtigen, praktischen Hausfrauen!" lautete die Parole.³³

Hausfrau - Ehefrau - Seelenrösterin

Diese für die männliche Hälfte der Menschheit so bequeme Lösung findet in einer Umfrage Ende 1932 ihre Bestätigung: Danach will wohl die Mehrheit der jungen Männer Frauen heiraten, die vor der Ehe einen Beruf ausübten, nach der Eheschließung sollten sie ihn jedoch aufgeben. Die befragten Mädchen verlangten nur in seltenen Fällen auch nach der Ehe ihre Berufstätigkeit weiterzuführen und zeigten sich zumeist glücklich, "wenn sie ganz und gar die Frau ihres Mannes sein (durften) und die Gestalterin seines Heims." Außerdem sollten in den Augen der Männer die zukünftigen Ehefrauen perfekte Hausfrauen und Seelenrösterinnen sein.³⁴

"Die Hauswirtschaft! Es hilft nichts", seufzt Margret Halm 1933,

es ist und bleibt nun einmal Pflicht der Frau, für die Hauswirtschaft zu sorgen. Schon nach ihrer ganzen Veranlagung, ihrem seelischen Aufbau, ihrer Empfindungswelt und ihren Fähigkeiten ist sie dazu prädestiniert und nicht der Mann. Also hat sie sich damit abzufinden.

Ihr Lohn soll das Familienglück und damit das Glück der Menschheit sein: Das so schwer bedrohte Familienglück wird neu erblüh'n und "Zufriedenheit und Wohlbehagen der Menschheit wieder im Schoß der Familie ihre Wurzel finden."³⁵ Drei Jahre später sieht Else Volk-Friedland in der Hausarbeit gar eine eindeutig gesunde Beschäftigung, eine die "dem weiblichen Organismus viel zuträglicher als manche andere Tätigkeit" ist:

³¹ Lia Lazansky: *Was sollen unsere Kinder werden?* In: *FuM*, Nr. 2, April 1926; dies.: *Die Berufswahl unserer Töchter*. In: *FuM*, Nr. 6, Juni 1930.

³² Lia Lazansky: *Die Berufswahl unserer Töchter*. In: *FuM*, Nr. 6, Juni 1930.

³³ N.N.: *Wie schafft sich die Hausfrau ein behagliches Leben?* In: *FuM*, Nr. 5, Mai 1933.

³⁴ N.N.: *Die junge Generation und die Ehe*. In: *FuM*, Nr. 3, März 1933.

³⁵ Margret Halm: *Die berufstätige Frau daheim*. In: *FuM*, Nr. 11, November 1933.

²⁶ N. N.: *Planmäßige Hauswirtschaft*. In: *FuM*, Nr. 7, Juli 1932.

²⁷ N. N.: "Veritas". *Zeitkrise und die Frauen*. In: *FuM*, Nr. 7, Juli 1932.

²⁸ N. N.: *Nicht alle Mädchen können heiraten*. In: *FuM*, Nr. 11, November 1933.

²⁹ Elisabeth Merkel: *Nur Hausfrau. Die Berufe der Frau und Mutter*. In: *FuM*, Nr. 1, Jänner 1935.

³⁰ N. N.: *Lehrgeld oder Aussteuer?* In: *FuM*, Nr. 5, Mai 1936.

Ein Blick auf die Wangen und die ganze Erscheinung einer Hausgehilfin und einer Fabrikarbeiterin oder Stenotypistin sagt uns genug darüber. Erstere sehen viel weniger ermüdet aus als letztere.³⁶

Noch ein Trostpflaster wird bereitwillig vergeben: der leichtere Haushalt, zumindest im Verhältnis zu früheren Generationen. Durchgehend, in den zwanziger genauso wie in den dreißiger Jahren, daher auch der Versuch wie der Wunsch, den Haushalt zu modernisieren. Da eine Erleichterung durch technische Geräte noch Zukunftsmusik ist, bleibt als einzige realistische Möglichkeit der Versuch einer Rationalisierung, was im allgemeinen mit dem Zauberwort "Zeiteinteilung" umschrieben wird. "Die tüchtigste Hausfrau", heißt es 1928,

ist nicht diejenige, die am meisten arbeitet und wie ein Lasttier schuftet, sondern die Frau, die mit Überlegung, Übersicht und richtiger Einteilung einen Haushalt leitet und es versteht, nicht nur mit dem Geldverbrauch, sondern auch mit dem Kräfteverbrauch ökonomisch zu wirtschaften.³⁷

Für die Verwendung der so gewonnenen Zeit stehen den Frauen 1927 noch viele Möglichkeiten offen: Erwerb, Körperpflege, Gymnastik, Sport, Weiterbildung.³⁸ Zehn Jahre später muß diese größtenteils wieder in den Haushalt, vor allem durch die wieder aufwendigere, weil sparsamere Haushaltung, investiert werden. Es wird genäh und geflickt, eingekocht und gebacken - und es wird wieder gehandarbeitet. Die Sachlichkeit der Wohnungen in den zwanziger Jahren gilt nun als übertrieben und es wird ihr überdies jede Gemütlichkeit abgesprochen, dem wieder mit Ziergegenständen und Handarbeiten abgeholfen werden soll.³⁹

Oberstes Prinzip jeder hauswirtschaftlichen Tätigkeit, 1927 wie 1937, ist jedoch die heilige Dreieinigkeit jeder Hausfrau: "Ordnung, Reinlichkeit, Sparsamkeit!"⁴⁰, wobei der Begriff der Sparsamkeit infolge veränderter wirtschaftlicher Bedingungen naturgemäß eine Veränderung erfährt. Auch wenn er ähnlich definiert wird: 1928 als eine Kunst, "eine gewisse Lebenshaltung mit beschränkten Mitteln möglich zu machen (...) 1937 als Motto "Sparen ohne zu entbehren - genießen ohne zu verschwenden."⁴¹ Die Realität in den Haushaltstips

jedoch sieht anders aus. 1935 gibt es beispielsweise Ratschläge für eine "sparsame Küche", das heißt beispielsweise Sparen von Fett oder die Verwendung von Gemüseabfällen für eine Gemüsebrühe, 1936 über die Wiederverwertung vorhandener Kleiderbestände, wie zum Beispiel aus einem "unmodern gewordenen Kleid" der Mutter "die reizendsten Dinge für Kinder" hergestellt werden können.⁴²

Die Hauswirtschaft, sie ist die materielle Grundlage, sozusagen die manuelle Hausaufgabe, auf der die höhere Aufgabe, die Schaffung des Familienglücks aufbaut. "In den Händen der Hausfrau liegt das Glück der Familie" weiß Hilde Hermann, und Adele Bruckner betont, daß "die vornehmste Aufgabe der Hausfrau" darin bestehe, daß "sie im Hause jene Atmosphäre schafft, die die Sorgen und Nöte des Alltags verringert."⁴³ "Das Heim zu einem Sammel- und Mittelpunkt für die Familienmitglieder zu machen, wo jedermann sich wohlfühlen soll," ist nach Maria Schneider nicht nur "seit Urzeiten die Aufgabe der Frau", - eine ihrer schönsten und wichtigsten, wie an anderer Stelle vermerkt wird -, sondern auch "eine kulturschöpferische Leistung."⁴⁴

Mit der Bestimmung der Frau als Hausfrau und Mutter erfolgt auch eine Aufwertung der Ehe. Zuerst unausgesprochen, später gibt es genauso wie Rezepte zur Führung des Haushalts und Bewältigung des Alltags solche fürs Eheglück. "Die Ehe", heißt es 1936, "muß die Kraftquelle des Menschen sein und bleiben."⁴⁵ Vielfältig sind Kniffe und Tricks, den Ehemann zu binden, zu halten - und glücklich zu machen. Denn: (...) Mit dem Ehemann ist es fast so wie mit der Hortensie. Auch er will einen Platz an der Sonne, auch seine Betreuung erfordert oft die Hintansetzung von Bequemlichkeit und von der Ordnung in der Wohnung.⁴⁶ Er will und soll von der Ehefrau versorgt, gehegt und gepflegt werden, er bedarf ihrer mütterlichen Sorgfalt. Und sie ist für das Äußere des Mannes ebenso verantwortlich wie für sein Seelenheil. Ganz abgesehen davon, daß es ihre selbstverständliche Pflicht ist, sich selbst nicht zu vernachlässigen, immer "nett und gefällig" zu sein, "damit er mit Freude an sein Heim denkt, für das er arbeitet und sich plagt."⁴⁷ Und überdies ist sie auch insgesamt für den

³⁶ Else Volk-Friedland: *Die Hygiene der Hauswirtschaft*. In: *FuM*, Nr. 2, Februar 1936.

³⁷ N.N.: *Der Haushalt mit System*. In: *FuM*, Nr. 11, November 1928.

³⁸ N.N.: *Die moderne Hausfrau*. In: *FuM*, Nr. 3, März 1927.

³⁹ N.N.: *Sommerfahrplan der Wohnung*. In: *FuM*, Nr. 7, Juli 1936.

⁴⁰ Siehe dazu u.a. N.N.: *Ordnung, Reinlichkeit, Sparsamkeit!* In: *FuM*, Nr. 5, Mai 1927; Lia Lazansky: *Wie kann man im Haushalt sparen? Die Bedeutung der Frau in der Volkswirtschaft*. In: *FuM*, Nr. 9, September 1928. Zur Kontinuität des hausfraulichen Tugendkatalogs siehe auch: Konstanze Mittendorfer: *Freud und Leid der Hausarbeit. Wiener Hausfrauenleben in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts*. In: *Die Frau im Korsett. Wiener Frauenalltag zwischen Klischee und Wirklichkeit 1848 - 1920*. Wien 1984, 101 ff.

⁴¹ Lia Lazansky: *Wie kann man im Haushalt sparen? Die Bedeutung der Frau in der Volkswirtschaft*. In: *FuM*, Nr. 9, September 1928; N. N.: *Das Motto im Haushalt*. In: *FuM*, Nr. 2, Februar 1937.

⁴² N.N.: *Sparsame Küche*. In: *FuM*, Nr. 10, Oktober 1935; N. N.: *Neues aus Unmodernem*. In: *FuM*, Nr. 1, Jänner 1936

⁴³ Hilde Hermann: *Die Frau und der Tag der guten Vorsätze*. In: *FuM*, Nr. 1, Jänner 1934; Adele Bruckner: *Die Atmosphäre des Familienglückes*. In: *Ebd.*

⁴⁴ Maria Schneider: *Zu Hause*. In: *FuM*, Nr. 8, August 1935; N.N.: *Von der Behaglichkeit*. In: *FuM*, Nr. 5, Mai 1931.

⁴⁵ N.N.: *Wird es reichen?* In: *FuM*, Nr. 7, Juli 1936.

⁴⁶ N.N.: *Die gute Hand*. In: *FuM*, Nr. 3, März 1935.

⁴⁷ Julia Bern: *Pflicht der Frau: Sich nicht vernachlässigen!* In: *FuM*, Nr. 4, April 1937; siehe auch: N. N.: *Auf ihn aufpassen*. In: *FuM*, Nr. 3, März 1935; N.N.: *Der abgerissene Knopf*. In: *FuM*, Nr. 2, Februar 1936; N.N.: *Rezept für Eheglück*. In: *FuM*, Nr. 7, Juli 1936; N. N.: *Sein Anzug - meine Sorge!* In: *FuM*, Nr. 1, Jänner 1937; J. Süßner: *Die richtige Ehe*. In: *FuM*, Nr. 4, April 1937; N.N.: *Gegenseitiges Verstehen*. In: *FuM*, Nr. 9, September 1937; N.N.: *Amerikanische Regeln für eine glückliche Ehe*. In: *FuM*, Nr. 12, Dezember 1937.

Zustand der Ehe verantwortlich: "Es liegt ausschließlich im Bereiche der Frau, aus dem ehelichen Nebeneinander ein Füreinander zu machen" - eine Aufgabe, die schon 1930 als "Lebensaufgabe der Frau" klassifiziert wurde.⁴⁸

"Lebenskunst"

Menschheitsglück, Kulturmacht und Macht - das sind die Edelsteine der Gloriole, mit der die profane Hausarbeit geschmückt wird, um sie aus der Banalität des Geschirrwaschens emporzuheben. Sie reichen jedoch selten aus, um im wirklichen Leben die Banalitäten des Alltags tatsächlich ertragbar zu machen. Ab 1935 setzt in der *Frau und Mutter* ein breites Angebot von praktischen und psychischen Lebenshilfen ein. Neben den neu eingeführten Rubriken *Gesundheitspflege*, *Säugling und Kleinkind* und *Das Schulkind*, wird breiter Raum der weiblichen Schönheits- und Seelenpflege gewidmet. Lebenskunst soll aus dem naturgegebenen Status quo ein Stück Lebensglück hervorzaubern. Nicht, daß nicht auch schon in früheren Jahren psychologische Kniffe zur Alltagsbewältigung gegeben worden wären - zum Beispiel Beiträge unter Titeln wie *Zwing dich zur Freude*, 1926, *Heitere Seelenstimmung als Verjüngungsmittel*, 1932, *Erziehung zum Glück*, 1932 - aber gerade im Jahr 1935, in dem nun die schon so lange andauernde Wirtschaftskrise und die allgemeine Senkung des Lebensstandards schlußendlich auch Thema der Frauenzeitschrift⁴⁹ wurde, wird das "Arm-aber-glücklich" - Kompensationsschema in Gang gesetzt, verstärkt und ausschließlich: Statt Fortschritt und Wohlstand wird positives Denken und inneres Glück als Lebenskunst und -bewältigung angeboten.

Lebenskunst? 1935 ist darunter zu verstehen, "sich mit dem freuen, was man besitzt, die Wunder des Lebens zu würdigen wissen, sie dankbar genießen und noch in der Bitterkeit eine versteckte Würze herauszuschmecken versuchen"⁵⁰; Heiterkeit als Quelle der Kraft, Frohsinn, der über manch Schweres hinweghilft, innerer Frohsinn, der uns nicht nur über die ernstesten und verzwicktesten Lagen unsres Lebens hinweghilft, sondern uns auch unabhängig macht von äußerem Besitz, innere Freudigkeit als Quelle, von der alles Schaffen ausgeht, aber auch eine innere Freudigkeit, die selbst erworben und verdient ist.⁵¹ Grundlage jeder inneren Ausgeglichenheit und jeder Harmonie des Lebens

ist, "daß man mit sich selbst einverstanden ist", was wiederum zu erreichen ist, wenn jeder überall und immer sein Bestes gibt - "und du hast damit den sichersten Schlüssel zum Glück in der Hand - unabhängig von Luxus, Genuß und den verschiedenen Eitelkeiten der Welt."⁵² Lebensbejahung schließlich als Heilmittel selbst für die große Welt: "Welche Erlösung würde es doch bedeuten", schreibt ein Fritz Hocke 1935,

wenn sich die Menschheit von dem ihr angewöhnten Pessimismus machtvoll befreien und wieder hoffnungsvoll, lebensbejahend, vorurteilsfrei dem Leben gegenüberstehen würde. Welchen Aufschwung würde dies für das wirtschaftliche und geistige Leben bedeuten?⁵³

Dabei wird nicht vergessen, auf das kleine "Handwerk" jeder Lebenskunst hinzuweisen: Zeiteinteilung, Selbstdisziplin - und "sie wird sehr bald eine glückliche Frau sein".⁵⁴

Auch wenn der Bereich der Lebenskunst circa ein Drittel der Zeitschrift ausmacht, so ist die Bedeutung, die der äußeren Schönheitspflege ab 1935 zugemessen wird, nicht zu überschätzen. Die frohe, glückliche Seele ist mit einem einfachen, aber eleganten Äußeren ausgestattet. Denn Eleganz wird mit Balzac als "eine sorgfältige Pflege der Kleidung" definiert: "Ein Riß ist ein Unglück, ein Flecken ein Laster."⁵⁵ So läßt sich auch eine elegante Bluse und ein eleganter Hut, elegantes Reisegepäck und eine elegante Wohnung kombinieren mit einer einfachen, natürlichen Schönheit, die hauptsächlich aus Körperpflege, Selbstdisziplin, "gutem Willen, Pünktlichkeit und Selbsterziehung" besteht.⁵⁶

Totale Unterwerfung als "Urzweck" der Frau

Die Idealfrau im Ständestaat, wie sieht sie nun aus, was für eine Frau soll sie sein? In den Jahren 1932 bis 1935 wurde ihr Bild geformt, in den darauffolgenden Jahren verfeinert. Der Tugendkatalog wurde ausgebaut, konkretisiert - und hierarchisch gegliedert: Den obersten Lebensmaximen "Pflichterfüllung" und "Bescheidenheit"⁵⁷ untergeordnet waren die frauen- lebensnotwen-

⁴⁸ Magdalena Berall: *Wie ist eine gute Frau?* In: *FuM*, Nr. 9, September 1930; *Die Harmonie im Hause*. In: *FuM*, Nr. 12, Dezember 1937.

⁴⁹ Siehe dazu etwa: N.N.: *Veränderte Lebenshaltung*. In: *FuM*, Nr. 4, April 1935.

⁵⁰ N.N.: *Wie wird man Lebenskünstler?* In: *FuM*, Nr. 7, Juli 1935.

⁵¹ N.N.: *Mit guter Laune ins neue Jahr*. In: *FuM*, Nr. 1, Jänner 1935; N.N.: *Wer schaffen will - muß fröhlich sein*. In: *FuM*, Nr. 8, August 1935; N.N.: *Gute Vorsätze für das neue Jahr*. In: *FuM*, Nr. 1, Jänner 1936; N.N.: *Zum Jahreswechsel*. In: *FuM*, Nr. 1, Jänner 1937; Margarete Schnitzker: *Frohsinn, der von innen kommt*. In: *FuM*, Nr. 10, Oktober 1937.

⁵² N.N.: *Mit sich selbst einverstanden sein*. In: *FuM*, Nr. 12, Dezember 1937.

⁵³ Fritz Hocke: *Schach der Entmutigung!* In: *FuM*, Nr. 12, Dezember 1935.

⁵⁴ Siehe dazu etwa: N.N.: *Meine Nerven!* In: *FuM*, Nr. 1, Jänner 1935; N.N.: *Richtige Zeiteinteilung*. In: *FuM*, Nr. 2, Februar 1935.

⁵⁵ N.N.: *Was ist Eleganz?* In: *FuM*, Nr. 8, August 1935 und Nr. 3, März 1936.

⁵⁶ N.N.: *"Gut aussehen" ist kein Luxus*. In: *FuM*, Nr. 5, Mai 1937; N.N.: *Die Kosmetik der modernen Frau*. In: *FuM*, Nr. 11, November 1936; N.N.: *Wie werde ich häßlich?* In: *FuM*, Nr. 7, Juli 1936; N.N.: *Schönheit und Anmut*. In: *FuM*, Nr. 2, Februar 1936; N.N.: *Häßliche Frauen*. In: *FuM*, Nr. 10, Oktober 1935; N.N.: *Warum werden wir immer schöner?* In: *FuM*, Nr. 9, September 1935; N.N.: *Warum Schönheitspflege?* In: *FuM*, Nr. 1, Jänner 1935.

⁵⁷ Im Jänner 1936 merkt *FuM* dazu an: "Das neue Jahr wird uns beglücken und nicht enttäuschen, wenn wir die Erkenntnis, daß das Leben Pflichterfüllung fordert, als oberstes Gesetz ansehen. (...) Jeder soll nur bescheiden den Platz ausfüllen, den er wirklich ausfüllen kann." zitiert nach: N.N.: *Was wird es bringen*. In: *FuM*, Nr. 1, Jänner 1936.

digen, für Ehe und Familie unabdingbaren Kardinaltugenden in ihrer geistig-materiellen Einheit: die "Opferfreude"⁵⁸, auch in Verbindung mit "selbstloser, opferungsfreudiger Liebe", als geistiges, die "Sparsamkeit"⁵⁹ als praktisch-materielles Rüstzeug. In unhierarchischer Reihenfolge folgten dann alle nur denkbaren sanften Tugenden, die allesamt den Frauen zugeordnet wurden - teilweise in Kombinationen wie "Hoffnung - Mut - Zuversicht - Arbeitswille - Geduld" oder "Tatkraft - Optimismus - Ruhe"⁶⁰ meist jedoch in loser Reihenfolge: Ruhe, Güte, Verständnis, Duldsamkeit, Selbstverleugnung, Häuslichkeit, Freundlichkeit, Höflichkeit, Zufriedenheit, Ordnungsliebe, Schaffensfreudigkeit, Fröhlichkeit.

"Heute", heißt es im Mai 1936, denkt die Frau in erster Linie "an ihren Urzweck, will also heiraten, überläßt dem Mann ruhig den ihm zukommenden Platz und fühlt sich als seine Gefährtin auch wohler denn als seine Konkurrentin."⁶¹ Ihr höchstes Glück, ihr Lebenssinn wie -ziel ist es, "liebende Hausfrau und Mutter" zu sein, die mit der Eheschließung ihren Beruf aufgegeben hat, um ganz und gar die Frau ihres Mannes und Gestalterin seines Heimes zu sein. Ihr Betätigungsfeld ist vielseitig - zu der normalen Führung des Haushaltes und Gestaltung des Heims kommt noch die Erziehung der Kinder, häusliche Buchführung, Gesunderhaltung der Familie, aber wie groß immer ihre Mühe und Arbeit ist, sie soll sie freudig tun und sich die Mühen nicht anmerken lassen. "Sei froh und fröhlich und tue so, als wäre dir alles, was du leistest, ein Vergnügen", denn das mache dem Mann und den Kindern alles leichter und erträglicher: "Dies ist die ideale Aufgabe der Hausfrau, Gattin und Mutter."⁶² Sie ist pflichtbewußt, opferbereit und glücklich, in der Haushaltsführung sparsam, rationell und tüchtig. Sie läßt sich nie gehen, ist immer gepflegt, geschmackvoll und elegant gekleidet. Voilà: "Die richtig gepflegte Frau ist heiter, selbstsicher und verbreitet Heiterkeit und Freude um sich."⁶³

Positives Denken dampft förmlich aus allen Seiten, aus allen Nummern der *Frau und Mutter*. Spiegelbildlich zu ihrem Entwurf eines Heims als Stätte der Zuflucht, des Rückzugs, der Erholung und des Kräftesammelns für die rauhe Welt draußen, bleibt auch in der Zeitschrift alles Negative - das sogenannte wirkliche Leben genauso wie die Politik ausgeklammert. Nur gelegentlich blitzt die Kehrseite der Medaille auf,

nur sporadisch wird ausgesprochen, was auch an Negativem mitgemeint und etwa mittransportiert wird. So, wenn die Mütterlichkeit zur ureigensten und schönsten Eigenschaft der Frauen erhoben wird, gleichzeitig aber die "aus eigenem Entschluß sterile Frau" zur "abnormen Erscheinung" erklärt wird.⁶⁴

Disziplinierung statt Emanzipation

Und die Aufbruchsstimmung der 20er Jahre - ist nichts davon übriggeblieben? Was ist aus der Vision der ökonomisch selbstständigen, daher unabhängigen Frau geworden, deren neue Stellung in der Gesellschaft auch eine neue Beziehung zwischen den Geschlechtern möglich machen hätte sollen? "Kameradschaftlichkeit" hatte das Stichwort für ein neues Verhältnis zwischen Mann und Frau in der Ehe gelaute, das an die Stelle des früheren Herrschens und Dienens hätte treten sollen.⁶⁵ Eine Vorstellung, die auf den ersten Blick die Zeitenwende zu überdauern schien, allerdings unter anderen Vorzeichen. 1933 wurde die Ehe zwar als Lebenskameradschaft definiert, diese jedoch "als Verbindung zweier gleichwertiger, aber verschieden gearteter Wesen"⁶⁶ bezeichnet. Zwei Jahre später wurde der Vernunftschrei ein Loblied gesungen, in der die Frau dem Manne gegenüber Achtung, Duldsamkeit, Selbstverleugnung und Opferwillen erweist.⁶⁷ Das einzige, was von einer möglichen neuen Stellung der Frau in der Familie übrig blieb, war der Versuch, die Kinder unabhängig vom Geschlecht gleich zu erziehen und zu einer Mithilfe im Haushalt heranzuziehen. "Auch Knaben sollen im Haushalt helfen", schreibt Lia Lazansky 1929:

Nicht Herr und Dienerin, zwei gleichwertige Menschen sollen aus ihnen werden. Die Achtung vor der Frau ist es, die man im Knaben wecken und erhalten muß, wenn Unwürdigkeiten in der Ehe ausgemerzt werden sollen.⁶⁸

Nicht viel anders formuliert es Ida Bock 1935:

Würden die kleinen Jungen daheim schon richtig unterwiesen, überall mit anzugreifen wie die Mädchen, dann fielen ihnen selbst manches im Leben leichter, und sie würden die berechtigten Forderungen ihrer künftigen Ehegattinnen, überall mitzuhelfen, wenn es nottut, nicht als Nörgelei empfinden.⁶⁹

Meist war allerdings nur allgemein von einer "Mithilfe der anderen Familienmitglieder" die Rede. Der Mann war davon sowieso immer ausgenommen. Eine Mithilfe im Haushalt sollte ihm nur im Notfall abverlangt werden.⁷⁰ Aber diese Aufforderung ist doch so

⁵⁸ N.N.: *Ich opfere mich auf*. In: *FuM*, Nr. 3, März 1936; N.N.: *Warum Frauen heiraten*. In: *FuM*, Nr. 4, April 1936.

⁵⁹ N.N.: *Spare in der Zeit!* In: *FuM*, Nr. 4, April 1936; N.N.: *Richtiges Sparen*. In: Ebd.

⁶⁰ Dazu: N.N.: *Was wird es bringen?* In: *FuM*, Nr. 1, Jänner 1936; N.N.: *Nur die Ruhe kann es bringen!* In: *FuM*, Nr. 3, März 1936.

⁶¹ N.N.: *Lehrgeld oder Aussteuer*. In: *FuM*, Nr. 5, Mai 1936.

⁶² N.N.: *Der Sommer soll die Hausfrau entlasten*. In: *FuM*, Nr. 7, Juli 1936; N.N.: *Regeln für die Hausfrau*. In: *FuM*, Nr. 8, August 1936.

⁶³ N.N.: *Gepflegt sein macht glücklich*. In: *FuM*, Nr. 6, Juni 1937.

⁶⁴ Lia Lazansky: *Es ist doch manches neu unter der Sonne*. In: *FuM*, Nr. 4, April 1931.

⁶⁵ Else Volk-Friedland: *Das Seelenleben der modernen Frau*. In: *FuM*, Nr. 7, Juli 1928.

⁶⁶ N.N.: *Die junge Generation und die Ehe*. In: *FuM*, Nr. 3, März 1933.

⁶⁷ N.N.: *Vernunftschrei*. In: *FuM*, Nr. 1, Jänner 1935.

⁶⁸ Lia Lazansky: *Wie stellt sich die heutige Jugend zur Frauenbewegung?* In: *FuM*, Nr. 9, September 1929; Helene Brings: *Knabenerziehung*. In: *FuM*, Nr. 5, Mai 1930; N.N.: *Verteilung der häuslichen Pflichten*. In: *FuM*, Nr. 6, Juni 1935.

⁶⁹ Ida Bock: *Kleine Steine im Alltag*. In: *FuM*, Nr. 9, September 1935.

⁷⁰ N.N.: *Der Mann im Haushalt*. In: *FuM*, Nr. 1, Jänner 1935.

etwas wie ein letzter Rest eines deponierten Anspruchs auf Gleichberechtigung - wenngleich in die ferne Zukunft verschoben.

Von dem Recht auf Berufstätigkeit blieb das Recht auf Ausbildung und Ausübung eines Berufes vor der Ehe. Vorzugsweise in den sogenannten weiblichen Berufen - angefangen von der Schneiderin über die "häusliche Stütze", die Kindergärtnerin bis zur Sekretärin -, die, wie 1936 fast erleichtert registriert wurde, Plätze im Erwerbsleben darstellen, die der Frau vorbehalten sind und die auch nicht vom Mann ausgefüllt werden könnten⁷¹. Doch prinzipiell sollte der Hauptberuf der Frauen Hausfrau und Mutter sein.

Mit der Betonung und Akzeptierung der Geschlechterdifferenz, sei sie vermeintlich gott- oder naturgegeben, der Postulierung der Gleichwertigkeit, aber nicht Gleichartigkeit der Geschlechter, und der Hoffnung, über die Affirmation der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung Einfluß zu erlangen, vertritt die sich als unabhängig verstehende Zeitschrift *Frau und Mutter* in den dreißiger Jahren die herrschenden Positionen: die des Ständestaates und jene der katholischen Frauenbewegung.⁷² *Frau und Mutter* hat sich dabei als zentrale These zu eigen gemacht: Einerseits die "Bestimmung des Weiblichen als Mütterlichkeit", auch verstanden als universales Gegenkulturschaffen, das die als männlich identifizierte Welt verbessern könnte, als auch andererseits die Bestimmung der weiblichen Arbeit als vorrangig reproduktiver Arbeit mit der zusätzlichen Teilung der Frauen in verheiratete, die sich dem Hausfrauen- und Mutterberuf widmen sollen und in ledige, die einer Erwerbsarbeit nachgehen sollen oder können. Wobei der Begriff Erwerbsarbeit prinzipiell eine weitere Unterteilung in männliche und weibliche Erwerbsarbeit erfährt. Eine Teilung der Welt, deren Grenzen unpassierbar gemacht werden sollen? Mitnichten. Die populäre *Frau und Mutter* verstand es als Anpassung an geänderte Zeiten, denn sie hat es immer als ihre Aufgabe betrachtet, "Mutter- und Fraueninteressen im Lichte der neuen Zeit zu besprechen"⁷³ - welcher neuen Zeit auch immer.

Der Wertewandel, der mit der Weltwirtschaftskrise 1929 einsetzte und analog zu der gesellschaftlich-politischen Polarisierung verlief, läßt sich stufenweise nachvollziehen: 1929 der Beginn der Wende, 1931 ihre Durchsetzung, 1932 bis 1933 die sukzessive Schaffung und Herausbildung eines neuen Leitbildes und ab 1935 schließlich jenes Frauenleitbild konservativ-bürgerlicher Prägung, das sowohl die Basis des ständestaatlichen wie auch den Grundstock des NS-Frauenbildes darstellt und daher einen bruchlosen Übergang in die NS-Zeit ermöglichte. 1935 wurden auch erste ideologische Richtungssteine gesetzt: So etwa wenn der Mutter nicht mehr nur Bedeutung für die eigene Familie, sondern für die gesamte Volksgemeinschaft zugesprochen wurde und "bescheidene Hausfrauen" den Titel "Heldinnen des Alltags" verliehen bekamen.⁷⁴

Wird der Mantel hausfraulicher Bescheidenheit, mit dem das Medium Frauenzeitschrift seinen Anspruch, den Frauen lediglich in ihrem Alltag mit Rat beistehen zu wollen, umgibt, geöffnet, kommt eine ideologische Instanz zum Vorschein, die mehr ist als sie vorgibt, mehr als ein simpler Resonanzboden sozioökonomischer und politischer Prozesse: Sie hat einen gewichtigen Anteil an der Schaffung ideologischer Leitbilder - geschrieben von Frauen für Frauen.

⁷¹ N.N.: *Lehrgeld oder Aussteuer?* In: *FuM*, Nr. 5, Mai 1936.

⁷² Siehe dazu: Irene Schöffmann: *Mütter in der Vaterländischen Front. Die Katholische Frauenbewegung zu Beginn der 30er Jahre*. In: *Aufrisse*, 3/1984, 20-24; dies.: *Mütter in der Vaterländischen Front. Quellen zur Geschichte katholischer Frauen im "Ständestaat"*. Wien 1983; dies.: "... da es in Christus weder Mann noch Weib gibt." *Eine historische Analyse des Geschlechterverhältnisses im Katholizismus am Beispiel der Katholischen Frauenorganisation im Austrofaschismus*. In: *Die ungeschriebene Geschichte. Historische Frauenforschung*. Wien 1984, 70-82; dies.: *Frauenpolitik im Austrofaschismus*. In: Emmerich Talos/ Wolfgang Neugebauer (Hrsg.): "Austrofaschismus". *Beiträge über Politik, Ökonomie und Kultur 1934-1938*. 4. Auflage, Wien 1988, 317-343; Herbert Dachs: *Das Frauenbild in der Schule des "Austrofaschismus"*. In: *Unterdrückung und Emanzipation* (Festschrift für Erika Weinzierl. Zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Rudolf G. Ardel/Wolfgang J.A. Huber/Anton Staudinger). Wien/Salzburg 1985, 83-99.

⁷³ N.N.: *An unsere Leserinnen*. In: *FuM*, Nr. 1, März 1926.

⁷⁴ N.N.: *Der Tag der Mutter*. In: *FuM*, Nr. 5, Mai 1935; Adele Bruckner: *Heldinnen des Alltags*. In: *FuM*, Nr. 8, August 1935.

Notizen

Die AZ war ihrer Zeit zu weit voraus

Der Tod der AZ als Kulturverlust der Linken

Drei Wochen danach kommen Frau Liane Nesculescu noch immer die Tränen, wenn von der AZ die Rede ist. Frau Liane Nesculescu war siebzehn Jahre lang Hauszustellerin. Der Gemeindebau, in dem sie wohnt, ist wenig schmeichelhaft für das rote Wien. Die Menschen-Batterie in der Quadenstraße in Wien-Donaustadt gemahnt an Nicolai Ceauscescu Bukarest: Lieblos und streng zweckmäßig konstruiert, war der Bau wohl nie schön, jetzt ist er auch noch schmutzig, abgewohnt und zeigt Verfallserscheinungen.

Die Bewohner des Gemeindebaus stehen früh auf. Um fünf fahren viele schon zur Arbeit. Frau Nesculescu ist daher täglich außer Sonntag um drei Uhr morgens aufgestanden. Über ihre Arbeit hat sie es geschafft, eine kleine Gemeinschaft in der Anonymität des Wohnsilos aufzubauen. Sie war die erste auf den Beinen, sie hat, wenn es nötig war, die Hausmeister auf den vielen Stiegen rausgeklöpft: "Glatteis is!", "G'schneit hat's!"

Sie hat "ihren Leuten" in aller Früh ein Stück Kultur in die Wohnung geliefert. Die AZ hat über all die Jahre den Bildungsanspruch der frühen Arbeiterbewegung nie aufgegeben. Trotz Kleinformat gab es viel Kultur, Außenpolitik, Feuilleton, Literatur, lange Reportagen.

Seit 1. November 1991 bekommen Frau Nesculescu Leute die *Kronen Zeitung*. Am Tag nach der Einstellung der AZ stand ein Mann von der Mediaprint vor der Tür und sagte zu Frau Nesculescu, sie könne ihre Leute weiter beliefern. Sie müsse eben die *Krone* austragen, nachdem es die AZ nicht mehr gibt. Sie müsse ihm die Adressen der Abonnenten geben. Sie tat es. Mit einem unterdrückten Gefühl des "Verrats" an "ihrer" Zeitung.

Der Mann verschwand, Frau Nesculescus AZ-Abonnenten bekommen die *Krone* - von einem Mediaprint-Hauszusteller. Sie wurde betrogen. Und weint. Sie wacht jeden Tag um drei Uhr morgens auf, sie sitzt in der Wohnung, sie hat keinen Grund mehr, "ihre Leute" abzuklappern.

Das ist es wohl, was der Zentralsekretär der SPÖ als Marktwirtschaft bezeichnet. Sicherlich, die Wiener Gemeindebau-Leser sind immer weniger geworden. Sechzig waren es vor siebzehn Jahren in der Quadenstraße, einige sind verzogen, die meisten sind gestorben. Neue sind nie hinzugekommen. Zum Schluß waren es noch vierunddreißig. Immerhin. Vierunddreißig treue SPÖ-Parteigänger, die jetzt gar nichts lesen oder

die *Krone*. Die Partei hat ein großes Stück ihrer alten Kultur "abgestoßen". Die Partei ist zu einem Unternehmen geworden.

Keine politische Kraft hat in Österreich so sehr zur Entwicklung einer humanen, demokratischen Gesellschaft beigetragen wie die SPÖ. Die *Arbeiterzeitung* war ständige Wegbegleiterin, ein Kampfblatt. Die SPÖ hat die Gesellschaft demokratisiert, nicht aber sich selbst. Der Mißbrauch der AZ als Funktionsorgan in einer Zeit, in der es nicht mehr für die Einführung der Demokratie zu kämpfen, sondern Demokratie zu leben galt, machte die AZ zum Opfer verabsäumter Parteiform. Die Partei ist in Verruf geraten, die AZ mußte dafür büßen. Die Partei hat eine widerspenstige Redaktion so lange gezwungen, gegen den Markt zu schreiben, bis das Unternehmen wirtschaftlich zerrüttet war. Die Partei hat das verlustträchtige Unternehmen dann "abgestoßen". Mit dem applausversprechenden Schlagwort der Privatisierung wurde ein durch jahrelange Mißwirtschaft zerstörtes Unternehmen auf den Markt geworfen. Auf einen Markt, der durch das Agieren derselben Partei lange keiner ist.

Letztendlich hat auch der Monopolanspruch der SPÖ, die einzige Partei der Linken in Österreich zu sein (von wo aus man bequem ins bürgerliche Lager fischen gehen konnte), zu dieser Situation bei den Tageszeitungen geführt. Die SPÖ-Funktionäre bis hinauf zum Vorsitzenden sehen lieber ein Bild von sich in der *Kronen-Zeitung*, als eine Tageszeitung in ihrer Einflußsphäre zu haben, die womöglich kritisch bestimmte Positionen hinterfragt, deren Chefredakteur Leitartikel von hohen moralischen Ansprüchen schreibt und wo für positive Beurteilungen nicht mehr ein Befehl genügt, sondern eine entsprechende politische Leistung erbracht werden muß. Die AZ war in den letzten zwei Jahren in Freiheit das Spiegelbild nicht der Partei, sondern der Linken, einer orientierungslosen Linken im positiven Sinn, einer ent-gremialisierten, führerlosen, resultierend im Niedergang der Führer- und Gremialparteien im Osten. Einer Linken, mehr noch demokratisiert durch das Auftauchen der grünen Alternative im eigenen Spektrum, die den "Strom-ist-Fortschritt-Gedanken" in Frage stellte und Bertold Brechts "Blicke hinan, der Schornstein raucht" zur Persiflage machte. Die AZ hat der SPÖ in den letzten beiden Jahren einen Spiegel vorgehalten, aus dem das Bild des selbsternannten Pächters der Humanität ziemlich verzerrt reflektiert wurde. Das christlich-humanitär eingestellte Spektrum in Österreich ist nicht klein, wie zuletzt am Zugewinn der Grünen bei den Wiener Landtagswahlen im November 1991 ablesbar ist. Wer aus dieser Weltanschauung kommend Ausländer nicht zu Feinden erklären will und umweltbewußtes Verhalten als soziale Schuldigkeit begreift, wählt nicht unbedingt die SPÖ.

Die Redakteure der AZ hatten bis auf wenige Ausnahmen mit der SPÖ nichts zu tun. Von KP-Separatisten über Grün-Aktivistin, Aussteigern aus konventionellen Berufslaufbahnen bis zu langjährigen Sekretären von Bischöfen war alles vertreten. Die entsprechenden Koalitionen beim Aufgreifen von Themen

wurden gebildet. Die Zeitung "passierte" nicht von Tag zu Tag, sie wurde gemacht. Sie war deswegen nicht dogmatisch, sondern demokratisch. Das gesamte linke Spektrum Österreichs konnte sich in ihr finden. Jetzt ist sie aus der Tageszeitungslandschaft zur Gänze verschwunden.

Allen Redakteuren gemeinsam war ein gewisses Grundverständnis von Tageszeitungsjournalismus. Die bloße Nachricht kommt über die elektronischen Medien, schneller und präziser, als sie eine Zeitung je von sich aus liefern könnte. Die Redaktion verstand sich darin, einer Zeitung eine neue Aufgabe zu geben, die Fülle von Meldungen in einen Zusammenhang zu bringen, damit sie die Leute verstehen. Die Mixtur, aus der Artikel entstanden, war ein humanitärer Grundkonsens, ein gemeinsames Interesse dafür, was sich außerhalb der Grenzen, zumindest europaweit abspielt, und eine Abneigung gegen Dogmen, Klischees, Vorurteile und Autoritäres. Das war die AZ als *Anti-Krone*.

Der Standard kann nie eine AZ ersetzen, denn die AZ war auch ein *Anti-Standard*, eine Zeitung, die von der zusammenhanglosen, zufälligen und nur auf Quantität statt auf Qualität achtenden Nachrichtenübermittlung nichts hielt. Die AZ war eine Zeitung mit sozialem, aufklärerischem Engagement, der *Standard* vermittelt, wenn überhaupt, die bürgerlich-punktuellen Geschichtsbetrachtung.

Die AZ war im Begriff, eine neue Kultur der Linken zu erproben. Sie war demokratischer als alle anderen Zeitungsredaktionen in Österreich. Es gab keine Führer, keine Befehlshabenden und keine Ausführenden. Der Chefredakteur mußte sich genauso der Kritik der Gesamtedaktion stellen wie ein Volontär. Jeder Volontär war genauso berechtigt, Kritik zu üben, wie der Chefredakteur. Die AZ war eine antiautoritäre, obrigkeitsfreie Redaktion. Was frauenfeindlich war, bestimmten die Frauen, nicht die Männer.

Die AZ war auf dem Weg, neue Leser-Redaktion-Beziehungen zu schaffen. Obwohl sie das gar nicht so sehr wie andere Zeitungen notwendig gehabt hätte, denn welcher anderen Zeitung würden die Leser zwölf Millionen Schilling schenken, damit sie weiterhin lesen dürfen? Dennoch wurden Schienen gelegt, damit sich Lesergruppen selbst ihre Zeitung machen können.

Die AZ hat in den letzten Monaten ihres Erscheinens den Wegfall von alten Lesern durch ganz junge neue Leser wettgemacht. Diese gingen ohne die Hypothek der Geschichte an die AZ heran. Es ist leider müßig, darüber nachzudenken, was die Kreativität der AZ-Redaktion allgemein in die Publizistik und in das linke politische Spektrum noch hätte einbringen können. Die AZ vertrat keine sterbende Kultur, sondern eine neu entstehende. Die AZ war ihrer Zeit zu weit voraus.

Daniela Kittner

Hannes Haas/Holger Rust

**KOMMUNIKATIONSWISSENSCHAFT
IN ÖSTERREICH**

Zustand und Zukunft einer
Schlüsseldisziplin

1991, 101 Seiten, zahlr. Tab., brosch., öS 170,-
Hörerpriis öS 135,-

L I T E R A S

UNIVERSITÄTSVERLAG

A-1090 Wien, Berggasse 4

Tel. 0222/31 56 59-0, Fax 0222/34 36 85-21

Beiträge zur Kommunikationswissenschaft

Politikerdiskussionen im Fernsehen

Bd. 1, 1983, R. Burkart, 50 S., öS 80,-/DM 12,-

Meinungsforschung mit Bildschirmtext?

Bd. 2, 1984, J. Günther/E. Semrau, 160 S., Abb. u. Tab., öS 180,-/DM 26,-

Das Konrad Lorenz-Volksbegehren in der Tagespresse Österreichs

Bd. 3, 1985, R. Burkart, 91 S., öS 120,-/DM 17,-

Die Zeitung im Unterricht

Bd. 4, 1986, A. Fritz, 168 S. u. 35 S. Anhang, öS 180,-/DM 26,-

Entfremdete Elite?

Journalisten im Kreuzfeuer der Kritik

Bd. 5, 1986, H. Rust, 104 S., öS 140,-/DM 20,-

Was ist lesen?

Bd. 6, A. Fritz, 110 S., öS 140,-/DM 20,-

Informationsvermittlung im Wahlkampf

Bd. 7, R. Burkart/A. Fritz, 99 S., u. 11 S. Anhang, öS 140,-/DM 20,-

Schriftenverzeichnis Institut für Publizistik und Kommunikationswissenschaft

Universität Wien 1944-1985

zusammengestellt und bearb. von M. Bobrowsky
1986, 114 S., öS 200,-/DM 29,-

L I T E R A S

UNIVERSITÄTSVERLAG

A-1090 Wien, Berggasse 4

Tel. 0222/31 56 59-0, Fax 0222/34 36 85-21

Rezensionen

Telefonieren. Hrsg. von der Hessischen Vereinigung für Volkskunde durch Jörg Becker. Marburg: Jonas Verlag 1989. (= Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung. N. F. 24.). 238 Seiten, DM 36,—.

Jörg Becker, Professor am Institut für Politikwissenschaft der Technischen Hochschule Darmstadt und Leiter der KomTech GmbH, einem Institut für Kommunikations- und Technologieforschung in Frankfurt, vereint in diesem Band zwölf exzellente Aufsätze zu unterschiedlichen Dimensionen und Facetten des Telefonierens in Zeit und Raum. Die Autorinnen und Autoren kommen aus der Soziologie, Politikwissenschaft, Literaturwissenschaft, Volkskunde, Geographic, Nachrichtentechnik, Informatik und nicht zuletzt aus der Kommunikationswissenschaft, vertreten durch Guy Fielding, Dep. of Communication and Media, Dorset Institute of Higher Educations, England und Pierre Hartley, Dep. of Communication Studies, Sheffield City Polytechnic, England, sowie durch Klaus Beck, Inst. für Publizistik und Kommunikationspolitik, FU Berlin, und Gary Gumpert, Dep. of Communication Arts and Sciences, The City University of New York, USA.

Die Beiträge beschäftigen sich sowohl mit historischen als auch mit zeitgenössischen Fragen. Sie reichen von einer akribisch dokumentierten Darstellung der Inszenierung einer elektronischen Welt auf der Frankfurter "Internationalen Elektronischen Ausstellung" von 1891, verfaßt von Beate Binder unter dem einfühlsamen Titel ... *und es ist uns, als ob ein wunderbarer Traum unsere Sinne umgaukle*, über einen Vergleich des Reis-Telefons (1861/64) und Bell-Telefons (1875/77), vorgenommen von Wolfgang Mache, bis hin zu einer Auseinandersetzung mit der Verformung von Kommunikationsstrukturen durch den ISDN-Ausbau des Telefonnetzes, vorgelegt von Thomas Herrmann.

Dazwischen sind weitere fünf Aufsätze mit historischen Themen eingebettet, die einer eingehenderen Erörterung wert wären, als es hier der Raum gestattet: Zu den Anfängen der Telefonie kehrt der Herausgeber des Bandes mit einem - nicht zuletzt in wissenschaftstheoretischer Hinsicht wie auch in forschungspolitischer Problematik der gegenwärtigen Legitimationskrise der Politikwissenschaft - anregenden und bedeutsamen Beitrag zur Industrie- und Sozialgeschichte des Telefonierens im ausgehenden 19. Jahrhundert zurück. Mit der Frage, *Wie das Telefon in unseren Alltag kam ...*, beschäftigt sich Werner Ramert und geht darin theoretientwickelnde kulturellen Bedingungen einer technischen Innovation und ihrer gesellschaftlichen Verbreiterung nach. Frank Thomas zeigt das Konfliktpotential des Telefons als technisches System zwischen Post und Militär im Ersten Weltkrieg auf, angereichert durch einen notwendigen Ausblick auf die vermutlich wichtigste Folge dieses Krieges, die im Ausbau der Fernmeldeeinrichtungen während der deutschen Aufrüstung nach 1936 bestand und die es in ihrer Konsequenz tatsächlich ermöglichte, einen Angriffskrieg aus der Ferne zu leiten. Ob dies - nur beispielsweise - auch zur These Jörg Haiders von der "ordentlichen Beschäftigungspolitik" im "Dritten Reich" zählt? Im Anschluß daran referiert Helmut Gold anhand einiger faszinierender Beispiele den Einzug des Telefons in die Literatur unter dem Titel *Gestörte Verbindung - guter Draht*. Weibliche Arbeitswelt bringt zuletzt Ursula Holtgrewe mit einem Beitrag über *Die Arbeit der Vermittlung - Frauen am Klappenschrank* hoffentlich auch der männlichen Leserschaft nahe. Schließlich fangen, um aus ihrem Schlußsatz zu zitieren, "mit dem Bild der 'Frauen als Medien' oder Lückenbilderinnen technischer Kommunikation die Fragen erst an".

Zeitgeschichtliche Relevanz wohnt den übrigen, noch nicht erwähnten Beiträgen inne: *Das Telefon: ein vernachlässigtes Medium* von Guy Fielding und Peter Hartley, *Mensch und Telefon - Gedanken zu einer Soziologie der Telekommunikation* von Klaus Becke und Ulrich Lange sowie *Tele-Sex im Informationszeitalter* von Gary Gumpert.

Aus kommunikationshistorischer Sicht besticht der vorliegende Band in mehrfacher Weise: Insbesondere bestärkt die qualitativ motivierte Herangehensweise an ein bisher vernachlässigtes Feld der Me-

dien- und Kommunikationsgeschichte in unmittelbarer Verbindung mit modernen Themen die Aufhebung absolut nutzloser Grenzen zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Im Begleitblatt des Verlegers heißt es dazu ohne Umschweife: "Der gegenwärtige Umbruch in der Telekommunikationspolitik (Postreform, Deregulierung, Privatisierung, Kommerzialisierung, Internationalisierung) markiert einen scharfen Umbruch der überkommenen Strukturen des Fernmeldewesens und bringt genau deswegen wissenschaftliches Interesse an einer historisch fundierten Forschung über den Zusammenhang von Telefonieren und sozialem Wandel hervor." In sicherer Gewißheit der Kompetenz verantwortlicher Instanzen in unserem Land, die kommunikationswissenschaftliche Untersuchungen fördern, wird man an dieser Aussage sicherlich nicht schwerelos vorbeigehen können. Allzu ähnlich ist schließlich die Situation.

In theoretischer Hinsicht bietet die Einleitung zu diesem Band von Jörg Becker *Telefonieren und sozialer Wandel* nicht nur wichtige Konturen, sondern eine unentbehrliche Basis für eine noch ausständigere Arbeit über eine historische Rekonstruktion und kritische Reflexion des Telefonierens in Österreich. Mit dem Beitrag über *Tele-Sex im Informationszeitalter* von Gary Gumpert, unterlegt mit der Abbildung einer österreichischen Postkarte aus der Zeit um 1920, die eine leichtgeschürzte "Gunstgewerblin" in fröhlich frivoler Pose beim Telefonieren zeigt, eröffnen sich eventuell zusätzliche Perspektiven.

Wolfgang Duchkowitsch

HUBERT LENGAUER: *Ästhetik und liberale Opposition. Zur Rollenproblematik des Schriftstellers in der österreichischen Literatur um 1848.* Wien/Köln: Böhlau Verlag 1989 (= *Literatur in der Geschichte, Geschichte in der Literatur*, Bd. 17). 258 Seiten.

In der vorliegenden Arbeit werden die Rollendefinitionen und -konflikte von österreichischen Schriftstellern um 1848 untersucht. Es sind zwei Motive, die den Rahmen dieser problematischen Positionierung abstecken: einerseits das Schreiben über allgemeingültige Werte mit primär ästhetischen Ambitionen bei allen dichterischen Freiheiten der Stoffgestaltung und andererseits das Schreiben mit dem Ziele der Behandlung und Verarbeitung aktueller Fragen bis hin zur dezidierten politischen Stellungnahme.

Lengauer bestätigt sich mit dieser Studie als exzellenter Kenner der österreichischen Vormärzpublizistik und bringt Beispiele, beziehungsweise Analysen für Vertreter beider Positionen. Mit aufwendigen Recherchen stellt er für die Germanistik neue, zum Teil überraschende Bezüge her.

Ich will mich aber hier vor allem auf die kommunikationshistorischen Aspekte der Arbeit beschränken. Das liegt auch deshalb nahe, weil Lengauer ein für die Geschichte des Journalismus wichtiges Themenbündel behandelt. Im Mittelpunkt steht - am Beispiel der vormärzlichen Publizisten - die leidige Frage der Definition der Grenzen zwischen Literatur und Journalismus, mithin die Frage nach der Verwendungs- und Zuordnungsproblematik von Texten. Wer sich allerdings - wie Lengauer - in einem explizit so genannten Kapitel "Grenzziehungen: Kunst und Journalismus" auf nur vier Seiten dieses Problems entledigen will, den wird es weiter, also eine ganze Arbeit hindurch, verfolgen.

Da hilft es nicht, unter Verzicht auf kritisch-distanzierte Analysen die Arbeiten des Altmeisters der Journalistenschelte Karl Kraus heranzuziehen, da nützt es auch wenig, im Schein der frühen *Fackel* den damals von Kraus noch wohlgeleiteten Maximilian Harden zu bemühen. Die Kraus-Polemiken *Heine* und *die Folgen sowie Nestroy* und *die Nachwelt* erweisen sich bei aller Brillanz und Bedeutung ohne einschlägige Kontextierung als Fehlgriffe.

Lengauer bleibt bei dieser Frage unter dem analytischen Differenzierungsniveau eines Wolfgang Preisenzand, dessen Überlegungen am Beispiel der Arbeiten von Heinrich Heine er zwar rezipiert, aber nicht weiterentwickelt oder auf seine Fragestellung hin adaptiert.

Für die vorliegende Untersuchung wurde wohl auf einige ältere zeitungswissenschaftliche Literatur zurückgegriffen, Interdisziplinarität findet sich jedoch allenfalls in den sozialgeschichtlichen Bezügen. Der notwendige Diskurs mit neuen, einschlägigen Untersuchungen der Kommunikationsgeschichte fehlt.

Kommunikationshistoriker finden in dem Band dennoch eine Reihe inspirativer Hinweise. Aber die Frage der Abgrenzung der System-Literatur, Politik und Journalismus bleibt auch nach dieser Untersuchung so unbeantwortet wie zuvor.

Hannes Haas

Martina Kirfel/Walter Oswalt (Hrsg.): *Die Rückkehr der Führer. Modernisierter Rechtsradikalismus in Westeuropa*. Mit einem Vorw. v. Robert Jungk. 2. überarb. u. erw. Aufl. Wien/Zürich: Europaverlag 1991. 372 Seiten.

Die Herzen der Menschen können, meint Robert Jungk (zeitgemäß angesichts der herrschenden Wirtschaftslage?) optimistisch, mit Tarif- und Lohnkämpfen alleine nicht gewonnen werden. Zustimmung zwingt seine plastische Bilanz prinzipiell ab: "Wer den 'Wärmestrom des Sozialismus' versiegen läßt, kann nicht hoffen, denen, die mit der 'heißen Luft' eines verquasten Patriotismus falsche Wärme vortäuschen, erfolgreich Widerstand zu leisten."

Flutende Propaganda eben dieser falschen Wärme ist es letztlich, die in jüngster Zeit zu vermehrter Ausländerfeindlichkeit, Ausländerhaß und grausamen Exzessen gegen Ausländer geführt haben und tiefe Sorge um den Bestand demokratischer Kultur auslösen. Zumindest zur Zeit ist Rechtsradikalismus, wie Walter Oswalt (hinlänglich realistisch?) ausführt, nicht an eine selbständige rechtsradikale Partei gebunden. Uningeschränkt beizupflichten ist seiner Erkenntnis, daß Rechtsradikalismus kein Randphänomen für Verfassungsschützer oder so manche Antifaschisten mit beschränktem Schwingel ist. Rechtsradikalismus entsteht vielmehr aus dem Zentrum der Gesellschaft. Eben deshalb ist er in seinen breitenwirksamen Ausdrucksformen, wie der Ausländerfeindlichkeit, am gefährlichsten.

Seit dem Erscheinen der ersten Auflage vor drei Jahren haben die Herausgeber keinen Grund gefunden, ihre Grundthesen über den modernen Rechtsextremismus in Westeuropa zu verändern. Die vorliegende Ausgabe enthält 42 namentlich gezeichnete Beiträge. Fünf Abhandlungen über die "Republikaner" müßten solchen Texten weichen, die sich mit neuen Entwicklungen beschäftigen, mit Entwicklungen, die seit dem Fall der "Mauer" stark die politische Organisationsform des Rechtsradikalismus im gemeinsamen Deutschland verwandelt haben: Claus Leggewiese skizziert die *Rechte nach den REPs*. Jürgen Gottschlich geht der Frage nach, ob im "neuen" Deutschland die Ideologie einer Volksgemeinschaft auf fruchtbaren Boden fallen kann. Als Zeitzeugin berichtet Freya Klier über die Behandlung von Fremden und Feinden in der ehemaligen DDR. Mit der Überschrift *Klassenfeinde - Volksfeinde* versteht Detlev Claussen seinen Befund der Usurpation des Antifaschismus durch die SED und den daraus hervorgegangenen Konsequenzen. Auf die Spur nach den Folgen der DDR-Ideologie begibt sich Walter Oswalt. Anhand der Frage, ob ein Jude Deutscher sein kann, zeigt derselbe Autor auf, welche praktischen Konsequenzen Elemente nationalsozialistischen Denkens heute noch im Staatsapparat haben können. Zu den neuen Texten gehören überdies jene von Werner Raith über die NATO-Geheimorganisation "Gladio" und die italienischen Ligen.

Elf Beiträge wurden aktualisiert. Die beiden Beiträge über die radikale Rechte in Österreich wurden unverändert übernommen: *Die FPÖ - ein Modell für Europa?* (Walter Oswalt) und *Eben a Volksmensch* (Siglinde Trannacher). Nach wie vor gelten jene drei Sätze, mit denen Walter Oswalt das politische Kalkül Jörg Haiders abschließend analysiert: "Recht hat, wer sich durchsetzt, das Recht des Stärkeren ist das 'Gesetz der Natur'. Wenn es in einer Demokratie nicht opportunist ist, offen faschistisch zu sein, dann kann es im Sinne des Faschismus sein, nicht faschistisch aufzutreten. Der konsequente Opportunismus des populistischen Machtgewinns wird durch keine Ideologie besser gerechtfertigt als durch den Rechtsradikalismus, denn nach ihm bedarf die Macht keiner Rechtfertigung."

Im Lichte rapid zunehmender rechtsradikaler Strömungen ist - ohne falschen Augenaufschlag - zu befürchten, daß bald eine dritte Auflage geboten erscheint. Die im Kern fruchtlos gebliebene Debatte um die positive Bewertung der Beschäftigungspolitik im "Dritten Reich" durch Jörg Haider würde für eine Neuauflage alleine noch keinen Hintergrund bieten, um das Kapitel "Österreich" neu überdenken zu müssen.

Vielleicht ließe sich aber bei nächster Gelegenheit der Titel ändern: Sie sind nicht zurückgekommen, die Führer. Sie haben sich bloß

im Versteck gehalten, haben nicht allzu offen gebrüht, nachgedacht, gezüchtet und gezüchtigt. Auf ihr angemäßtes, maßloses (Vor-)Recht auf Blut bestehen sie.

Wolfgang Duchkowitzsch

Theo Elm/Hans H. Hiebel (Hrsg.): *Medien und Maschinen. Literatur im technischen Zeitalter*. Freiburg i. Br.: Rombach 1991. (= Rombach - Wissenschaft. Reihe Literatur). 383 Seiten; Paperback DM 48,- ; gebunden DM 56,- .

Angesichts der exquisiten Qualität der vorliegenden Sammelschrift erscheint es angemessen wie reizvoll zugleich, von eingeschiffenen Führern einer Buchbesprechung abzuweichen. Die große Zahl der Beiträge - insgesamt 21 - stellt nur im Vordergrund ein Hemmnis dar, im Rahmen einer einfachen Rezension sofort sämtliche Aspekte dieses Bandes gebührend wahrzunehmen. Der Hintergrund wiegt schwerer.

Als Resümee der Lektüre kristallisieren sich mehrere Fragen heraus. Sie rütteln respektlos an manchen Formen universitär betriebener Vermittlung kommunikationswissenschaftlicher Anliegen und lauten zunächst: Wo ist der aufgeschlossene und befugte Kommunikationswissenschaftler, der diesen Band gegen eine drohende Verödung der Lehre, gegen "Handwerkerei" und zur Inspiration des Kreativitätspotentials von Studierenden als erster heranziehen wird? Welcher innovationsgeneigte Fachvertreter wird in diesem Compendium ein attraktives Modell erkennen, das universitär vermittelbare Inhalte im Zuge einer neuen Lehrveranstaltungsleistung formiert? Wo ist der Repräsentant unserer Disziplin, der "disziplinlos" an diese Sammelschrift anknüpfen und neue gesellschaftliche Ansprüche forcieren wird, um frische Einsichten in die wissenschaftliche Vorbildung für Berufs- und Lebenszusammenhänge einzubetten?

Zur Klarstellung: Heilmittel zu liefern, beansprucht der vorliegende Band überhaupt nicht. Darum wäre es unsinnig, ihn pauschal als Vehikel für selbstkritische Diskurse über wissenschaftspolitische Fragen der Kommunikationswissenschaft zu instrumentalisieren. Im Lichte der Diskussionsschwemme um einen noch stärker zu betonenden Praxisbezug der Kommunikationswissenschaft verpflichtet er zum Schweigen jedoch nicht. Deshalb sei eine weitere Frage erlaubt: Ist der in "Sachzwänge" eingeklemmte "Praxisbezug" der Kommunikationswissenschaft nicht mitunter schon dünn und simpel genug, nicht gelegentlich schon gar gefährlich nah an "vulgär"-ökonomischen Bedürfnissen?

Medien und Maschinen ist folgendes Gliederungsprinzip unterlegt: 1. Kultur und Technik, 2. Die Konsequenzen der Speicher- und Übertragungsmedien, Kommunikationstechnik und Literatur, 3. Kampf-Medien und Medien-Kampf, Geschichten vom Krieg, 4. Technischer Fortschritt und literarische Moderne. Der Band birgt ebenso für den Kommunikationshistoriker wie für den Kommunikationswissenschaftler, der sich direkt mit aktuellen Themen auseinandersetzt, vielfältige Anregungen, auch wenn ihre elementaren Bezüge nicht sofort aus den jeweiligen Titeln herauszulesen sind. Aus historischer Sicht erregen bestechen folgende klar geschriebene Beiträge: *Kritik und Rettung der Bücher. Zum geschichtlichen Verhältnis von Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften* (Heinz Schlaffer); *Technik als Mythos* (Friedrich Rapp); *Mimesis von Mündlichkeit. Zum Stilwandel des Briefes im Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit der Schrift* (Robert H. Vellusig); *Gedruckte Sprüche. Medientechnische Reflexionen über Sprichwort, Apophtegma und Aphorismus* (Gisbert Ter-Nedden); *Aura, Film, Reklame. Zu Walter Benjamins Aufsatz "Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit"* (Bernd Auerochs); *Dokumente - Fiktion. Zitierte Geschichte in Literatur und Film* (Dietrich Scheunemann); *Gespenster im Draht und im Äther. Übertragungsmedien bei Charles Dickens, Iwan Petrowitsch Pawlow und Samuel Becket* (Wolf Kittler); *Die Invasion der Kriegsmaschinen in die Literatur. Der Erste Weltkrieg als literarische Technikerfahrung* (Günther A. Höfler) sowie *ROCK MUSIK - Ein Mißbrauch von Heeresgerät* (Friedrich A. Kittler).

Einem Feuerwerk gleicht darüber hinaus die Tabelle zur Geschichte der Medien-Technik, die Hans H. Hiebel unter der weitsichtig gewählten Überschrift *MEDIA* als besonderes Verdienst neben seiner Funktion als Mitherausgeber dieses Bandes beanspruchen kann. Sie steht nicht alleine für sich, sondern ist dem Kapitel *Die Konsequenzen der Speicher- und Übertragungsmedien. Kommunikationstechnik und*

Literatur beigefügt, zum Genuß jener Forscher, die mit historischen Querschnitten auf der Basis eines dann zumeist oberflächlich hermeneutischen Zugangs nichts zu tun haben wollen. Eine über 22 Seiten ausgedehnte Auswahlbibliographie zur Literatur im Zeitalter der Medien und Maschinen, zusammengetragen von Günther A. Höfler und Robert Vellusig, lädt zu weiterer Auseinandersetzung mit medienkulturellen Funktions- und Strukturfragen der Gegenwart und Vergangenheit ein.

Am vorliegenden Band, für den sich Wissenschaftler aus Deutschland, Großbritannien, aus den USA sowie aus Österreich zusammengefunden haben, ist kein Kommunikationswissenschaftler beteiligt. Die meisten Beiträge stammen von Germanisten bzw. Sprach- und Literaturwissenschaftlern. Darin liegt für unser Fach die besondere Herausforderung. Nicht Verteidigung von Grenzen, deren Verlauf ohnehin niemand kennt, ist gefragt, sondern Suche nach Begegnungen, im Bewußtsein eigener Kompetenz. Von Außenansichten wie diesen sollten wir uns daher von Zeit zu Zeit gerne verführen lassen.

Wolfgang Duchkowitzsch

WALTER FRITZ: *Kino in Österreich 1929-1945. Der Tonfilm*. Wien: ÖBV 1991. 256 Seiten mit zahlr. Abb.

Das Warten dauerte immerhin zehn Jahre, aber es hat gelohnt. Der Filmhistoriker Walter Fritz schließt nun mit vorliegendem Band seine Trilogie über das "Kino in Österreich", die er bereits 1981 mit der Urgeschichte des Mediums zwischen 1896 und 1930 ("Der Stummfilm") begonnen und 1984 mit der Studie über den "Film zwischen Kommerz und Avantgarde" (1945-1983) fortgesetzt hatte.

Der Autor faßt die 16 Jahre des österreichischen Films zwischen 1929 und 1945 in fünf Großkapitel, die die unterschiedlichen Phasen des Mediums in diesen Jahren dokumentieren. Er untersucht erstens: die Anfänge des heimischen Tonfilms, die technischen und künstlerischen Experimente und schließlich die - mit dem Namen des ersten österreichischen Tonfilmstars Willy Forst verbundene - Herausbildung des Wien-spezifischen Genres "Sängerfilm"; zweitens: die Lage des Films zwischen Bürgerkrieg und Annexion, wo vor allem die junge Paula Wessely und Hans Moser, aber auch die Emigranten dieser und der folgenden Jahre im Mittelpunkt stehen; drittens: den Versuch der Nationalsozialisten, aus der Wienfilm die Traumfabrik der "Ostmark" zu machen; viertens: die Kriegsjahre und deren antizyklische Sujets (erste Farbfilme von W. Forst; Wien, der Wein und die Schrammeln als Gegenpole zu Stalingrad); Fritz schließt den Band mit einem Blick auf die ersten Jahre der "Wien-Film" nach 1945.

Das Buch beleuchtet eine schwierige Übergangsphase des Films, hervorgerufen durch die technischen Innovationen Ende der 20er Jahre - und die folgenden organisatorischen und personellen Veränderungen. Die Wiener Filmproduktion der 20er Jahre - Hugo Portisch erinnert in seinem Geleitwort daran - nahm in Europa eine Spitzenposition ein. 20 Wiener Firmen produzierten etwa 80 (!) Filme im Jahr.

Walter Fritz läuft an keiner Stelle Gefahr, eine allzu eng ausgelegte, isolierte Filmgeschichte zu schreiben. Im Gegenteil: Mit profunden Kontextrecherchen zeigt er das Kino als bedeutendes Sensorium einer Gesellschaft. In den Lichtspielsälen waren die Zeichen der Zeit zu sehen gewesen; hier wurden gesellschaftliche, soziale, politische und kulturelle Veränderungen thematisiert, oft auch vorangetrieben oder unterhaltsam verdrängt. Die Begehrlichkeit des politischen Systems nach Einfluß auf dieses Medium war zu allen Zeiten entsprechend groß gewesen. Die Parteien der 20er Jahre, der Austrofaschismus und vor allem die Nazis nutzten das propagandistische Potential der filmischen Unterhaltungsbranche. Dabei war für den österreichischen Film nach der Gleichschaltung 1938 eine Mischung aus den häufigsten Wien-Klischees typisch - schlampig-chamant, lebenslustig-krisenbeständig, musisch-unpolitisch: Die Wien-Film war für die "großen Gefühle" und den Eskapismus via Leinwand zuständig.

Zwei zentrale Zäsuren stehen im Zentrum der Arbeit: die Jahre 1933 und 1938, ihre politischen, wirtschaftlichen, künstlerischen und menschlichen Auswirkungen. Aus politischen und rassistischen Gründen waren viele Künstlerinnen und Künstler zur Emigration gezwungen. Der Autor erinnert an diese Regisseure, Autoren, Komponisten, Kameraleute und Schauspieler. Er enthält sich eigener Wertungen und läßt Zeugen, Biographen und Betroffene sprechen. Interviews, Protokolle

und Filmdialoge sowie Szenenbeschreibungen rufen viele Filmhandlungen in Erinnerung.

Die Trilogie des österreichischen Kinos ist mit diesem Band komplett: 87 Jahre heimischen Filmschaffens zwischen den ersten Stummfilmvorführungen und der Avantgarde der frühen 80er Jahre kompetent recherchiert. Ein wichtiges Stück der jüngeren österreichischen Medien- und Kulturgeschichte und ein wesentlicher Bestandteil der Identität des Landes.

Hannes Haas

Gabriella Hauch: *Frau Biedermeier auf den Barrikaden. Frauenleben in der Wiener Revolution 1848*. Wien: Verl. für Gesellschaftskritik 1990. (= Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik, Bd. 49). 269 Seiten.

Gabriella Hauch, engagierte Historikerin für Forschungsbereiche der Arbeiterinnenbewegungs-, kultur- und -organisationsgeschichte sowie des Affirmations- und Widerstandsverhaltens von Frauen in parlamentarischen Institutionen, Parteien und Revolutionen, fragt in diesem Buch, was sie waren, die "revolutionären Frauen" in Wien 1848: Mannerverschlingende Amazonen, "geschlechtslose" Mütter, sittsame höhere Töchter im weißen Kleid der Unschuld, die mit ihrer Familie und ihrer Herkunft brechen, mit ihren Arbeitsgeräten bewaffnete Frauen aus den Vorstädten - oder Frauen, die zu häßlich sind, um einen Mann zu bekommen?

In der Einleitung thematisiert Gabriella Hauch verschiedene Positionen zur Frauenforschung und Argumente für einen spezifisch "weiblichen" Blick als soziokulturelle "historische Kategorie". Gerade dem Leser wird damit klar, welche Mißverständnisse oder Hindernisse ein "weiblicher Blick" zu überwinden hat, etwa angesichts der Auffassung von Hartmut von Henting: "Wenn ... der Wissenschaft ein spezifischer 'weiblicher Blick' zugebracht wird, 'dann verdrift diese Wissenschaft die Mittel der Wissenschaft überhaupt.'" (S. 3)

Im Zentrum des vorliegenden Buches stehen "jene Abschnitte, jene Aspekte der Wiener Revolution 1848, an denen Frauen aktiv teilnahmen, die ihr Leben beeinflussten und gestalteten, jene Formen, in denen sie ihre Solidarität und Sympathie äußerten". (S. 8) Im dafür wichtigen Vorspann *Frauen im Wiener Vormärz* arbeitet die Autorin den Kontrast zwischen "Entwicklung und Konsequenzen des bürgerlichen Frauenlebens" und der "Anderen" Frauenexistenzen - untere und mittlere Schichten" heraus, so z.B. anhand des Abschnitts *Öffentlichkeit im Haus: Geselligkeit im Salon versus Frauen-Raum Straße*.

Der Hauptteil ist nach folgenden Themen strukturiert: 1. "Nicht wie Männer könnt ihr streiten ...". Zum Engagement bürgerlicher Frauen. 2. Barrikadentag und Barrikadennacht: 26. Mai 1848. 3. "Die Emancipation der Frauen". Thematisierung der Frauenemanzipation 1848. 4. "Man sagt einfach Frau und Fräulein" - der "Wiener Demokratische Frauenverein". 5. "Anderes" Engagement von Frauen der Unterschichten. 6. "Arbeiterinnen" als Thema der 1848-er Bewegung. 7. August 1848 - Spaltung der Bewegung: Arbeiterinnen kämpfen. Bürgerinnen winken. 8. Amazonen in den Oktoberkämpfen - zwischen Phantasie und Realität. Löblich ist die Textillustration mittels zahlreicher zeitgenössischer Abbildungen.

Neben 45 Flugschriften und Plakaten wertet Hauch nahezu 50 Periodika des Sturmjahres 1848 als Materialobjekt aus, die allesamt im Besitz der Österreichischen Nationalbibliothek sind. Allein schon der Umfang dieser Quellenbasis dokumentiert die außerordentliche Akribie, mit der sich die Autorin an ihre Forschungsarbeit herangemacht hat. Die entnommenen Quellentexte dienen der kritischen Bewertung veröffentlichter Meinung, wie die folgende Passage illustrieren soll: "Der Verfasser des Artikels (in der Zeitung *Der Freimüthige*, 1848/113, 457, Anm. d. Verf.) stellte sich mit dieser ernsthaften Würdigung der Frauenteilnahme an den politischen Diskussionen in die Reihe derjenigen, die die Wichtigkeit und Größe der politischen 1848-er Bewegung am Interesse und der Begeisterung des weiblichen Geschlechts maßen. Er verharnte jedoch in der Position, den Frauen vorrangig eine Schmuckfunktion zuzuschreiben. (...) Sein Verharren im bürgerlichen Frauenlebensbild mit natürlich weiblichem Geschlechtscharakter und funktional weiblichen Eigenschaften wurde auch in seinen weiteren Überlegungen (...) konkret."

Unter dem Hinweis, daß die Kultur der Wiener Revolution nachhaltig durch die Proklamation der Pressefreiheit vom 31. März 1848 beeinflußt worden ist, geht Hauch anhand einiger Episoden auf die Distribution verschiedener medialer Produkte durch "Flugschriftenweiber" ein. Ihre Einschätzung, daß sie, "gekennzeichnet als schlagfertige, angriffslustige, rebellische Frauen, (...) zum Symbol des neuen, antiautoritären Selbstbewußtsein (...) stilisiert" worden sind, geht allerdings an der viel längeren Tradition des "Ausschreien" von Neuigkeiten durch eben diese, oft begleitet von jungen Familienangehörigen, vorbei. Gerade diese viel ältere Funktionalisierung der Frau als "marktschreierisch" agierende Verkäuferin zumeist billiger, Sensationslust befriedigender medialer Produkte, als Vermarktung in doppelter Hinsicht also, wäre an dieser Stelle vielleicht einer tiefgehenderen Einschätzung wert gewesen.

Angesichts der vorliegenden mageren Ergebnisse pressehistorischer Arbeiten zum Stummjahr 1848 tünnen sich freilich größere Defizite auf. Moderne Kommunikationsgeschichte, die sich theoretischer Ansätze bedient, darf sich auf die Beantwortung vieler offener Fragen freuen. Die vorliegende Untersuchung bildet dafür mehr als einen Hintergrund. Sie stellt einen Aufruf dar.

Wolfgang Duchkowitz

Du schmeckst mir

TE 417 BBDO



Die mildesten Tabaksorten der Welt.

Nur wenige Gegenden der Erde bieten das spezielle Klima und den besonderen Boden, auf dem die mildesten Tabake der Welt gedeihen. Und nur solche Tabake werden für Milde Sorte Classic Light verwendet. Es ist eben die Milde aus der Natur, die Milde Sorte Classic Light so unverwechselbar macht.



Warnung des Gesundheitsministers: Rauchen kann Ihre Gesundheit gefährden!